Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang 1886.

Drittes Heft.

(Juni.)

Wien.
Verlag der Oesterreichisch-Ungarischen Revue (Glockengasse 2).

Generaldebit für den Buchhandel:
Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler
Rothenthurmstraße 15.

Inhalt.

Unser Realismus in Kunst und Literatur.

Von Dr. Albert Ilg.

Realismus heißt das Feldgeschrei des Tages in Kunst und Literatur! Wie ein erlösendes rettendes Wort klingt der Name in allen Ohren, eine Heilsformel, welche uns aus dem dumpfen, stumpfen Banne vergangener Traditionen befreien soll. Es ist von der argen Verlogenheit einer schönfärberischen Weltauffassung die Rede, der die geistige Production so lange gehuldigt habe, und von der dringenden Nothwendigkeit, dem Leben, wie es ist, fest in die Augen zu schauen. In solchem Stahlbade könne die schlaff gewordene Kunst wieder gesunden, könnten ihre Nerven neue Spannkraft, ihr Körper Mark und Knochenfestigkeit wieder gewinnen, denn dieses Geschlecht, welches kein tändelndes, sondern ein hartes Geschick von seinem Zeitalter zum Wiegenangebinde erhalten habe, es verlange auch in Kunst und Poesie nicht die milden Süßigkeiten erträumter Glückszustände und optimistischer Phantastereien, sondern das Bild der nackten Wirklichkeit in deren treuem Spiegel zu schauen.

Unter solchen Umständen ging es denn von allen Seiten an die Ausrottung des idealistischen Unkrautes, wurde die Dämmerwelt, in der Kunst und Literatur früher verwerfliche Ziele verfolgt hatten, so energisch mit dem elektrischen Lichte des Verismus durchblitzt und durchflammt, daß es auch dem schüchternsten Schattenbilde der Phantasie nicht mehr gut möglich ist, auf dem grellbeleuchteten Sandplatze dieses Planes ein Schlupfwinkelchen zu finden. Der Realismus wurde Mode und sein Gegentheil war schlechter Geschmack, war veraltet, kindisch, Lächerlichkeit geworden. Wer sich früher, hergebrachter Weise, mit üblichen Reim=

seufzern über die Hartherzigkeit irgend einer Angebeteten oder mit traditionellen Bewunderungen des Phänomens, wonach im Frühlinge frisches Gras zu wachsen pflegt, in den Musentempel einzuführen gestrebt hätte, der sucht nunmehr andere Pfade, um zu der goldenen Pforte zu gelangen. Sein Streben ist vor Allem auf etwas Originelles gerichtet, dessen ganz detaillirte, umständliche Schilderung nach Zola'scher Methode bisher noch kein Rivale geleistet hat. Vielleicht erforscht er mit höchstem Eifer die Geheimnisse eines großen Fleischselcherladens in der Vorstadt, erkundet alle technischen Vorgänge des Geschäftes, macht sich mit dem üblichen Jargon der dort hantirenden Werkleute, Knechte und Kundschaften genau bekannt, schildert das Interieur vom Schlachtraume der Thiere bis zum spiegelnden Marmortische und den blinkenden Messinggewichten des Ladentisches mit der Sorgfalt einer Inventuraufnahme und versetzt damit den Leser in eine völlig neue, photographisch treu reproducirte Welt, von deren Existenz die Literatur bisher noch niemals Notiz genommen. Oder aber, er macht sich's zur Aufgabe, die seltsame Species der Wiener Werkelmänner oder des „Salamucci" im Prater zu studiren; er folgt diesen seinen Helden einen geschlagenen Tag, vom frühen Morgen, wo sie in irgend einer Spelunke das Lager verlassen, bis zur Nacht, wo sie den Erwerb des Tages überzählen; nimmt ihre charakteristische Toilette, Stück für Stück, auf, legt sich ein Lexikon ihrer eigenthümlichen Redensarten, Kraftausdrücke, Scherzworte 2c. an, er lebt sich in ein förmliches Rothwälsch dieser Classen hinein und hat vollen Einblick in ihre Weise, wie sie ihr Geschäft betreiben, Mitleid und Kauflust zu erwecken wissen, kurz der „Dichter" ist Specialist und hat seinen Stoff ergründet, wie nur ein verbissener Entomologe sich in eine Käfer- und Schmetterlingsgattung verbohrt haben kann. Das Findelhaus oder die Irrenanstalt, Asylhaus und Massenquartier, das Leben des gequälten Theaterarbeiters unter der Bühne oder auf dem Schnürboden, die Existenz des Locomotivführers auf seiner rastlos hinsausenden Maschine — dergleichen sind lockende Gebiete für das anatomisirende, skeletisirende Streben des modernen Realisten, mag er nun Feder oder Pinsel führen, Erzählungen und Dramen oder Zeichnungen schaffen, ja, selbst das erhabene Werkzeug des Phidias und Buonarroti hat schon oft genug zu derlei Abschilderungen der Wirklichkeit herhalten müssen.

Hat der Realist sich auf solche Weise sein Arsenal bestellt, so steht er jedoch freilich erst am Beginn des Werkes. Er ist nun so gut unterrichtet, so eingeweiht in die bisher dem Leserkreis fremde Art und

Weise seiner seltsamen Helden, daß er unter der nöthigen Verkleidung sofort in persona als der vollendetste Typus eines — sagen wir z. B. Gassenkehrers oder Schneeschauflers oder Dienstmannes auftreten könnte, aber mit all dem fleißig studirten Apparat ist doch noch keine Geschichte, keine Erfindung fertig, es braucht noch die bewegende Kraft, welche all die genau zugerichteten Bestandtheile zu einem Kosmos vereinigt. Daran pflegt's nun in der Regel zu fehlen. Die Kraft erlahmt zumeist unter der Detailarbeit des Erkundens, Erforschens und Sammelns jener Elemente, die realen Stofflichkeiten überwuchern im wüsten Gestrüpp das edle Pflänzchen dichterischer Erfindung, und der gute Autor hat dann immer zwar die Theile in seiner Hand, „fehlt leider nur das geistige Band". Daß ein Kunstwerk der Poesie möglich wäre, ohne solche protokoll- und inventarmäßige Ausstattung der Aeußerlichkeiten, scheint unserer Zeit undenkbar. Daß ein Roman, ein Drama, die höchsten Anforderungen befriedigen könne, selbst wenn weder Zeit noch Ort, noch Standes- und Lebensverhältnisse der handelnden Personen angedeutet sind, und uns, gleichgiltig unter welchem Himmelsstrich, ob zur Zeit Karl's des Großen oder des deutsch-französischen Krieges, nahe dem Thron oder am Pfluge, blos durch Namen, Alter, Geschlecht und sonstige allgemeine Beziehungen gekennzeichnete Menschen entgegentreten, — das ist heute in Vergessenheit gerathen. Heute ist die Hauptsache, daß der Leser über die Kunst, mit der Umstände und Zustände der Wirklichkeit getroffen sind, vor Ueberraschung aufschreie, wie es uns etwa passirt, wenn uns die vorzüglich gelungene Photographie einer bekannten Persönlichkeit unvermuthet vor die Augen gehalten wird. Wenn alle Verhältnisse und Gegenstände im Fleischerladen so meisterhaft geschildert sind, daß der Hörer in die Bemerkung ausbricht, er glaube nun fast auch die Würste zu riechen, dann geht der moderne Realist mit einem Hochgefühl heim, wie es Petrarca nach der Dichterkrönung auf dem Capitol kaum empfunden haben dürfte.

Wie steht es nun also mit Fabel und Handlung in der Umrahmung dieser Schätzungs- und Pfändungsaufnahmen der nackten Wirklichkeit? Das ist, wie gesagt, meistens die schwache Seite des modernen Realismus. Den Einen geht nämlich über dem mühseligen Lumpensammlergeschäft für die Scenerie so sehr der Athem aus, daß sie für die eigentliche „Geschichte" dann mit einer Schablone vorlieb nehmen, die nur in ein neues Gewand der photographischen Wirklichkeitsaufnahme gehüllt erscheint. Diese Realisten huldigen somit in der Hauptsache doch wieder der verpönten idealistischen Tradition, indem auch bei ihnen

zuerst die Tugend gezwickt, dann gestreichelt, die Bosheit geprügelt und zuletzt zur Hochzeit geblasen wird, nur daß uns das realistische Kunstwerk genau mittheilt, aus welcher Gattung Blech diese Hochzeitstrompeten bestanden und wie die Verletzungen bei dem gezwickten Helden beschaffen waren. Im Uebrigen geht die Geschichte doch wieder auf Liebschaft, Eifersucht, Intrigue, Versöhnung und Trauungsurkunde hinaus, wie nur in dem allerältesten Mährlein. Ein sothanes Mißverhältniß zwischen der Wahrheit des Aeußerlichen und dem Schablonismus des Inhalts haben nun strengere Propheten auch gefühlt und die Uebereinstimmung der Fabel mit dem Leben gleichfalls herzustellen gesucht. Sie gingen daher wieder in den Wurstladen und beabsichtigten dort nicht nur Schmalzfässer und geräucherte Schinken zu studiren, sie bemühten sich nicht allein zu erfahren, was für Geschäftsausdrücke und sonstige termini technici da im Gebrauche seien, sondern auch, wie man dort liebt und haßt, denkt und fühlt, sich freut und leidet. Das Walten des Schicksals im Wurstladen soll mit derselben Farbenpracht und feinen Zeichnung im Kunstwerk Aufnahme finden, wie seine Geräthe und Schlachtmesser, die blutigen Schürzen und bedruckten Einwickelpapiere, und wir wollen sehen, ob der realistische Roman dann noch bei den fadenscheinigen Erfindungen der Vergangenheit ein Anlehen zu machen, und seine sonstigen so wahrhaftigen Schilderungen erlogenen Schicksalsfügungen zuzugesellen braucht, mit welchen die Schattengestalten der Idealistik, die landläufigen Romangrafen und -gräfinnen, schwärmerischen Künstlergestalten, hysterischen Gouvernanten und derlei nichtigen Schemen ausgestattet zu sein pflegen.

Der löbliche Vorsatz führt jedoch selten zu einem erwünschten Resultat. Wir wollen keineswegs mit aristokratischem Nasenrümpfen sagen: Was kann denn dieser Misère Großes jemals geschehen? — und Großes im Sinne der idealistischen Dichtung wäre ja unserem Autor bei seinen Würsten gar nicht einmal willkommen, — aber wir fassen ihn bei einer anderen Consequenz seines Principes. Es ist ja unleugbar, in der Regel fließt das Leben dieser seiner Leute in sehr gleichmäßiger, einförmiger Weise hin. Sie streben und schaffen, handeln rechtschaffen oder übel, lieben, heirathen, sorgen und leiden, nach ihrer Schablone. Wollte der Herr Verfasser seinem Banner dem Verismo also auch hierin getreu bleiben, so müßte er in die wunderbare Einrahmung der täuschend wahr geschilderten Wurstkessel einen Kern von Erzählung einschachteln, welchem ebenso echte Wahrheit innewohnt, — das wäre in dieser Sphäre aber nur ein gleichmäßiges, gewöhnliches Sichabwickeln der Lebensverhält-

nisse. Es kann gewiß vorkommen, daß dem Aufhackknecht ein höheres Streben innewohnt, es kann ein siegreicher Feldherr, ein gewaltiger Revolutionär oder ein Mozart oder Rafael in ihm stecken und aus ihm werden; es können die edelsten, rührendsten Thaten oder die grausigsten Verbrechen auch im Schooße einer solchen Familie gezeugt werden, aber all' das sind Ausnahmen und der Apostel der Wahrheit wird es als die größere Wahrscheinlichkeit erkennen müssen, daß diese Dinge nicht zu den Charakteristicis seines Wurstladens zählen. In dem Messing der von ihm so treu beschriebenen Verkaufswage könnte ja auch ein Stück Gold eingeschmolzen sein; solche Umstände zu erzählen, wird er aber gewiß einem Phantasten im Hoffmann'schem Geschmack überlassen oder gar einem Kindermärchen, weil das der Wahrscheinlichkeit nicht entspräche, also sollte er auch in der Schilderung seiner Menschen und Charaktere von Allem sich fernhalten, was über das allein Wahrscheinliche ihres Messings hinausgehen würde.

Solches thut er aber nicht, kann er nicht thun, weil sonst kein Mensch seine Geschichte lesen würde, mögen auch sämmtliche Proceduren des Schweineschlachtens noch so entzückend realistisch dargestellt sein. Das obligate Liebespaar, die verkannte Unschuld, das unterdrückte Genie, den entlarvten Bösewicht und das Festmahl der Tugend am Schlusse, will aber der in der Wolle gefärbte Realist durchaus nicht über die Grenze passiren lassen, er packt daher die Geschichte vom umgekehrten Ende an und huldigt den „schlechten Ausgängen", überhaupt den Gegensätzen des in der idealistischen Darstellungsweise Ueblichen. Die Liebe wird abgeschafft, zuletzt heirathet Niemand, Held ist nicht mehr der Gute, sondern der interessante Böse, die Tugend setzt sich nicht zu Tische, wenn sich das Laster erbricht, sondern die Tugend verhungert und das Laster macht es wie Apicius und Lucullus, indem es immer wieder Brechmittel zu sich nimmt, um weiter essen zu können. Am Schlusse erstirbt und erstickt dann alles in einer Schopenhauerischen Untiefe, über welcher einige socialistische Uhugedanken düster hinwegfliegen. Das ist dann recht realistisch, das hat gar nichts mehr von dem hergebrachten Zuckerbrot an sich und scheint überdies um so wahrer, als ja Noth, Leid, Entbehrung und Elend aller Art in den Sphären des Wurstladens doch heimischer zu sein pflegen als das Gegentheil.

Und dennoch behaupten wir, daß die Herren mit ganz denselben Mitteln arbeiten, wie die übertriebensten ihrer Antipoden. Sie sind auch Idealisten, Idealisten wider Willen. Denn das Entscheidende liegt in der Idealisirung nicht im Verschönern, Verbessern, Verzuckern des

Wirklichen, nicht im Herbeiführen eines „guten“ Endzustandes, nicht im Siege der Tugend; es liegt überhaupt nur im Hinausstreben über das Platte, Alltägliche und Gewöhnliche, wodurch eben ein Moment erst der künstlerischen Behandlung würdig wird. Dieses Streben, diese Nothwendigkeit fühlt der Realist ebensogut, wenn er seinen langweiligen, uninteressanten Metzger zu einem Ausbund seltenster Gemeinheit, zu einem Coupeau macht, als Schiller, der die Classe der Aristokraten mit dem Edelsteine eines Posa schmückt. Der realen Wirklichkeit sind weder Coupeau's im Handwerker-, noch Posa's im Torystande charakteristisch; in Beiden überwiegen die gewöhnlichen, uninteressanten Menschen. Das Zuspitzen des Ganzen auf Unglück und Untergang, das Stirnrunzeln gegen alles Glückliche, Freudige, Unschuldige, der Cult der Gemeinheit und des Schlechten ist in realistischen Romanen ebenso „unwahr“ als die ewige Honigmondstimmung und göttliche Gerechtigkeitsmiene in jenen veralteten Producten; die Wirklichkeit kennt weder der Eine noch der Andere als normal. Der vermeintliche Realist verstellt die Wirklichkeit damit nicht minder als sein Gegner mit dem Umgekehrten — Ersterer idealisirt also auch, nur in seiner Art, negativ, nach unten, statt nach oben.

In Folge dessen verfallen unsere Realisten in dieselben Fehler, die sie ihren Widersachern vorwerfen. Die verlogene Zurechtlegung der Dinge, welche der Idealismus zu seinen Zwecken vornehmen müsse, sagen sie, bringe eine engherzige Eintheilung der Charaktere in wenige Typen mit sich, die dann durch jedes seiner Kunstwerke gleichförmig durchspazieren. Das ist gewiß richtig. Die als Sclavin behandelte Gouvernante mit dem Herzen voll Liebe und dem Kopfe voll Genialität; die ihrem Liebesglück zu Gunsten der viel unwürdigeren, leichtsinnigen Schwester entsagende und stets edel für sie sorgende Heldin; der in den Banden einer Kokette schmachtende Jüngling, welcher das ihn heimlich liebende edle Mädchen erst im fünften Act entdeckt — all das sind derlei Haubenstöcke und Mannequins des Idealismus, denen nur jedesmal eine andere Toilette angezogen wird und die blos, einmal von Friedenau und einmal von Thalfeld heißen, ohne sonstigen Unterschied — aber, fragen wir, macht die Realistik nicht in demselben Artikel? Ist der trotzige, verlumpte Steinklopfer-Hans, der über Gott und Welt philosophirt, seit Jahren nicht mehr in die Kirche geht, weil er im Schicksal nur das Walten einer eisernen Nothwendigkeit erkannt hat, ist diese so beliebte Figur — halb Schopenhauer, halb Diogenes — kein Typus? Ist es das Bauerndirnd'l nicht, welches alles Zärtliche, Schwärmerische

und Sentimentale in der Liebe stets mit gar so rauhem Realismus Erfahrung und strenger Lebensklugheit von sich abweist und zuletzt immer nur aus irgend einem Vernunftgrunde dem Werber die Hand reicht, nie mehr aber aus Leidenschaft? Sind der Arbeiter, welcher irgend einer Idee zulieb verhungert, die im Grunde des Herzens edel fühlende Cocotte keine genau so verlogenen realistischen wie jene idealistische Typen? Sie sind es, und zwar aus demselben Grunde: sie sind ebensolche Verstellungen und Uebertreibungen des wahren Lebens, nur nach der entgegengesetzten Seite hin.

Der moderne Realismus hat die Gefahr dieser Annäherung an die Typik seines Widerparts auch erkannt und er sucht einen Ausweg in der größtmöglichen Vervielfältigung des Stoffes. Je mehr Gebiete des Lebens, des vergangenen wie des gegenwärtigen, er in seinen Kreis zieht, desto wechselreicher hofft er sein Repertoire zu gestalten und desto mehr neue Anregungen sollen ihm kommen, durch welche typische Wiederholung immer mehr zu vermeiden wäre. Der Realismus hat mit diesem Streben ein neues Unheil angerichtet. Er hat durch sein unermüdliches Weiterdringen auf stets neuem Boden heute schon eine solche Sättigung, solche Ueberreiztheit hervorgerufen, daß er selber immer wieder zu sonderbareren Gedankensprüngen, auf immer originellere Stoffwahlen gerathen, immer gepfeffertere Speisen vorsetzen muß, wenn er den abgestumpften Appetit seiner Gäste noch anregen will. Ich unterlasse jeden specielleren Hinweis: jeder Büchermarkt, jedes Theaterrepertoire, jede Kunstausstellung liefert den Beweis dafür, daß wir auf literarisch-künstlerischem Gebiete schon lange die Regenwürmer-Ragouts der Chinesen und Gerichte, welche sich Rom aus Nachtigallenzungen bereitete, überboten haben. Das Neue, das Neue, ist allein die Parole geworden. Form und Kunstgesetze, Fügung des Gebäudes und seine edle Zier, alles wurde allmählich zur Nebensache. Wie und zu welchem inneren Zwecke das Werk entstanden, interessirt uns immer weniger; flüchtiges, aber brennendes Verlangen tragen wir nur darnach, zu erfahren: Aus welchem bisher unerhörten Stoffe hat uns der neue Wundermann das Ding zurechtgemacht? Und deshalb durchwühlt der Realismus im Schweiße des Angesichts jede Höhle, jede Spelunke, guckt hinter jede sociale Hecke, steckt die Nase in jeden Unraht, durchblättert jedes Gerichtsprotokoll, lauscht jedem Tratsch und Klatsch gleich einem sensationssüchtigen Reporter, um vielleicht noch einen neuen Stoff zu entdecken, aus dem sich das Kunstwerk in neuer Gestalt und mit neuem Geruch behaftet gestalten ließe.

Rastlos strebt der Realismus damit seinem Ende zu. Noch ehe er alle Winkel, in denen sich das sociale Elend verkrochen hat, alle Herzensfalten, in denen die sittliche Erkrankung des Jahrhunderts eingenistet ist, durchstöbert hat, wird das Interesse, das heißt die Aufnahmsfähigkeit, erstorben sein. Sein stärkstes Salz wird endlich dem stumpf gewordenen Gaumen wie Mehl schmecken und die Theilnahme aufhören. Soweit kann man prophezeien; was weiter folgen wird, wer weiß es?

Wohl ist aber eine Antwort auf die Frage möglich, wodurch es soweit gekommen sei? Und aus ihr dürfte sich auch eine Mahnung für die Zukunft ergeben. Ich sehe die Ursache der realistischen Verirrungen in Kunst und Poesie hauptsächlichst in dem Bruche mit den großen Traditionen der Vergangenheit, in welcher ewige Güter für alle menschliche Cultur und Kunst begründet sind. Unser Realismus in schöngeistigen Dingen geht culturhistorisch Hand in Hand mit dem Schwinden des Idealismus auf allen übrigen Gebieten. Es ist begreiflich, daß ein nüchternes Geschlecht, welches den Tag über auf der Börse dem Mammon mit allen Mitteln des Egoismus, der Schlauheit, der Habgier und der Geschäftskniffe nachläuft, dem heulende Maschinen und kreischende Federn der Comptoirs tagein, tagaus nur das Eine Wort: Gewinn für das Heute! zurufen, daß eine solche Generation nicht ihre Abendstunden mit den Schicksalen des Odysseus oder der Antigone wird ausfüllen wollen. Sie wird auch wieder nur von sich, von ihrer Zeit, ihren Lebensverhältnissen, Genüssen und Gefahren hören wollen. Die ganze Vergangenheit bietet diesem wüsten Getriebe keine Parallelen, was sollte also hier der Rhapsode, dessen Sang fremde, unserem Herzen unverständliche Töne anschlagen wollte? Ist es ja der ernsten Wissenschaft heutzutage nicht besser geworden als der heiteren Kunst; auch sie findet nur mehr wahre, aufrichtige Schätzung, insofern einzelne ihrer Zweige dem praktischen Bedürfnisse, dem effectiven Nutzen des Momentes dienen; ihre anderen Bestrebungen, welche nicht dem Gewinne fröhnen, werden als „todte Fächer" heute wenig geachtet. Man spricht darum von idealen und realen Gebieten der Wissenschaft. Jeder Weltmann beugt ehrerbietig sein Haupt vor der Bedeutung der Chemie, der Mechanik, der Physik, aber Philologie, Historie und Philosophie hält er für ziemlich überflüssige Dinge. Die realen Wissenschaften kann er ja vor seinen Karren spannen, und die angeschirrten Flügelpferde hetzen mit ihm durch allen Staub und Koth auf der Jagd nach dem Glücke dahin; jene ernsten Gestalten aber weisen immer nur

auf das Einst und nach oben, das sind beides Richtungen, in welchen er gar nichts zu suchen hat.

So ist es gekommen, daß der moderne Zeitgeist die idealen Bestrebungen in seinem Hause beiläufig auf die Weise behandelt, wie unsere biederen Landbewohner es mit ihren alten Eltern machen. Sie wurden in's „Ausgeding" gesetzt, weil man sie doch nicht einfach beseitigen kann. Sie bewohnen im Staatshaushalt ein Hinterstübchen der Universitäten, im socialen Leben ein Ausnahmsquartier des Salons, wo sie ein glänzendes Elend, eine nothgedrungene Hochachtung sich zu Theil werden sehen. Immermehr stehen sie im Wege, man beschneidet ihnen das Ihrige, wo man kann, und betrachtet sie immer mehr als ein unnützes Erbstück einer verschollenen Zeit, aus dem für die Zwecke des Heute nicht viel zu gewinnen sein kann. Die Pflege und Verbreitung der classischen Studien namentlich ist in unserer Zeit in einer Weise vernachlässigt worden, wie seit dem Rissorgimento der Antike im fünfzehnten Jahrhundert es niemals der Fall gewesen, wie es die trübsten Tage des dreißigjährigen Krieges und seines Culturverfalles nicht gesehen haben. Und gleichwohl hören wir alle Augenblicke das Barbarengeschrei ertönen: „Kein Griechisch! Verminderung der Unterrichtsstunden in der todten Sprache! Quält die Kinder nicht mit dem unnützen Zeug, laßt sie lieber Dinge lernen, die fürs Leben Nutzen schaffen!"

Die Rache der verbannten Olympier hat nicht auf sich warten lassen. Das Scepter, welches in ihren milden Händen geruht hatte, ist in die Fäuste eines unholden Dämons übergegangen, der da heißt, Verrohung. Die Geschichte weist es aus vergangenen Epochen nach, daß auch in früheren Zeiten finstere Geschicke über der Menschheit brüteten, jedoch auch in den trübseligsten Perioden blickt uns, selbst aus Blut und Greuel aller Art, das Götterantlitz der classischen Geistesbildung tröstend und erhaben entgegen. Die Physiognomie der Gegenwart ist zwar geschminkt und aufgepflastert mit einer falschen Pracht von erkünstelter Universalitätsbildung, mit dem Schönheitswasser: Volksbildung und den Schönheitspflästerchen des Conversations-Lexikonwissens verziert, aber dahinter glotzt doch ein brutales Gesicht entgegen, das den Proletarier verräth. Ja, schreit Euch nur heiser: „Nieder mit den Hellenen! Unsere Kinder brauchen Praktisches fürs Leben!" Mißachtet nur die göttliche Macht der Sittigung, des edlen Maßes, der reifen Humanität, welche einzig und allein aus der Vertrautheit mit der Vergangenheit und mit der rein menschlichen Größe der unsterblichen Alten quillt!

Verkennet es nur, daß gerade fürs Leben und seine Praxis im edelsten Sinne nur die Versirtheit auf diesen Gebieten wahrhaft Nützliches bieten kann, daß all Eure realen Fächer nicht ausreichen, dem Menschen diejenige sittliche Reife zu verleihen, welche allein aus der Kenntniß und Schule der Alten ihm zu Theil werden kann. Ohne sie bleibt auch der Begabteste und Strebsamste nur ein Parvenü; die Vertrautheit mit jenen ist auch für den spätesten Enkel ein Adelsdiplom, das ihn theilnehmen läßt an ihren Ehren. Er allein hat Eltern in der Geschichte der Menschheit; wem nur der Tag gilt und sein Interesse, ist ein Findelkind, das aus einem Nichts in das andere hinüberathmet. Und ein solches nichtiges Eintagsfliegengeschmeiß, das, wo es in Vereinzelung aufgetreten sein mag, frühere, glücklichere Epochen mit stiller Verachtung ignorirt hätten, es soll uns heute, weil es ein dichter Schwarm geworden, die Sonne Homer's verdunkeln, die durch Jahrhunderte gnädig und selig auch durch die finstersten Wolken auf diese leidensvolle Erde gelächelt hatte?

Die Gefahr ist nicht so groß. Jener köstliche Schatz kann keine Beeinträchtigung erleiden, mögen zeitweilige Strömungen ihm noch so feindselig entgegenbrausen. Sein Werth ist ein so unendlicher, ewiger, daß er nur verlöschen kann mit dem Lebenshauch des letzten Menschen. Was wollen denn auch alle die realen Errungenschaften des Modernen bedeuten gegen die culturelle Mission des antiken Geisteshortes! Eine Zeit mag kommen, welche über unsere Blitzzüge gerade so lächelt, wie wir heute über die gelbe Kutsche der seligen Reichspost, aber die Worte der großen Alten werden in jener Zeit noch so groß und hehr sein wie seit Jahrhunderten. Die Weisheit der Alten ist ein größerer Eroberer als alle Krupp'schen Kanonen und gezogenen Geschütze und ihr Wort dringt mit dem elektrischen Funken des Geistes wirksamer zu den entferntesten Nationen, als Telegraph und Telephon zu reden vermögen.

Je gewaltiger der Realismus des praktischen Lebens in unseren Tagen um sich zu greifen begann und das gesammte Dasein durchdrang, desto mehr hätte es die Sorge unserer Staatsmänner sein müssen, Studium und Pflege der classischen Fächer zu verbreiten und zu vertiefen, statt es zu beschränken, denn um so nothwendiger brauchte das Jahrhundert den idealen Rückhalt gegenüber dem Ansturm des Materialismus der Epoche. Auch vergangene Zeitalter zeigen uns das Bild praktischer Geschäftsmänner, Kaufleute, Soldaten und Staatsmänner, deren Leben und Wirken, bei allem Realismus im äußerlichen, aber dennoch der Verkehr mit classischem Bildungselement edel durchdrang; eine

Trennung des idealistischen und des realistischen Culturwesens ist eben eine tiefschädliche Thorheit, die nur diesem Saeculum vorbehalten sein sollte.

Beide waren ja immer vorhanden, so lange der Mensch auf der Erde wandelt; beide zusammen bilden das Leben wie verschiedene Stoffe die athmenbare Luft und eben darum ist auch kein Kunstwerk denkbar, welches nicht zugleich Elemente des Einen wie des Anderen in sich vereinen würde. Das träumerischeste Feenmärchen kann darum der realistischen Züge so wenig entbehren, als es in dem crassesten Roman Zola'scher Richtung an idealistischen Momenten mangeln kann. Phidias und Rafael sind Realisten so gut in einem gewissen Sinne als Caravaggio und Rembrandt in einem anderen Idealisten. Es handelt sich um den wohlthätigen Ausgleich in allen diesen Dingen; um so gefährlicher aber ist es, den rettenden Arm von sich zu stoßen, je heftiger auf der anderen Seite die Brandung tost, die da bereit ist, uns in ihre Tiefe zu ziehen.

Wer die Süße der Alten nicht gekostet hat, mag er auch das Beste leisten, es fehlt ihm der eigentliche Grund alles Schaffens. Es läßt sich aus der bloßen Gegenwart heraus mit allem Talent, mit aller feinen Beobachtung, mit allem Verstand nicht schaffen, was einer auf dem Erbe der Jahrtausende entstammten Bildung ebenbürtig wäre. Mag es noch so trefflich sein, es fehlt ihm die Weihe, der Adel, den niemals das Individuum, und sei es das genialste, in eine Sache zu legen vermag, sondern nur die Essenz der großen Tradition, die das Individuum durch seine Bildung in sich aufgenommen hat, — das läßt sich eben nicht ersetzen. Ich habe genug Autoren und Künstler beobachtet, denen jene Bildung fehlte. Es waren hochbegabte, ja genialische Naturen darunter, sie thaten ihr Bestes mit erstaunlicher Kraft des Geistes, und dennoch ließ das Product immer eine gewisse Reife, eine gewisse Urbanität und Vollendung vermissen, die auch der viel mittelmäßigere Mann besaß, der seine Alten kannte. Ueber denen, die dieser Wohlthat theilhaftig geworden, halten gute Genien stets den Schild einer feinen Wohlanständigkeit, einer holden Mäßigung und edlen Klarheit. Sie sprechen milde und billig, sie schauen mit weiterem Blicke und haben ein größeres Herz, ein unparteiischeres, theilnahmsvolleres, auch für das Entgegengesetzte. Engherzigkeit, kalte Strenge, einseitiges Urtheil, ja Fanatismus und Feindseligkeit bürgert sich dagegen leicht bei den Anderen ein, es fehlt ihnen eben der Begriff des edlen humanum, sie verhalten sich zu jenen wie Mittelalter zur Antike, wie Beschränktheit

zur Klarheit, wie ein wilder plötzlicher Anprall zur stillen, langsam umschaffenden Macht der heiligen, an ewige Gesetze gebundenen Natur.

Wenn dem modernen Menschen das schnöde Dasein, die Noth und der Zwang der Selbsterhaltung nichts bietet, als solches, das ihn fortwährend in die Tiefen des Materialismus, der nüchternsten, trockensten Weltanschauung stürzt, wenn ihm dann auch Kunst und Literatur wieder nichts herbeibringt und herbeibringen darf, als die stete Wiederholung derselben jämmerlichen Misère, in der er sich ohnehin in seiner Pflicht, in den langen Stunden der ernsten Plage um die Existenz abmartert, wenn ihm niemals ein höheres, reineres Bild vor Augen tritt, Religion als Aberglaube, Geschichte und Vergangenheit als Etwas, das ihm gleichgiltig sein kann, Philosophie als überflüssige Träumerei erscheint — dann ist es kein Wunder, daß sich sein natürliches Sehnen nach endlicher Befreiung aus dem Drucke des Alltagslebens, aus der Qual der Sorge, zuletzt der öden Thorheit in die Arme wirft. Aus diesem Grunde haben Poesie, bildende Kunst, Theater heute ihre Anziehungskraft für die Menge verloren und sind das Tingl-Tangl, der Circus, das Wettrennen und ähnliche Genüsse an ihre Stelle getreten.

Gerade eine der wunderbarsten Kräfte, welche die classische Bildung auf eine von ihr veredelte Gesellschaft ausübt, äußert sich aber darin, daß sie den Geist, wenn er auch ausruht von den Beschwerden des ernsten Schaffens, auch bei dem dulce desipere in loco nicht ausschweifen läßt über die Grenzen der Anmuth, des Vernünftigen und Würdigen. Classische Bildung verleiht vor Allem einen edlen Geschmack, ich meine nicht blos im engeren Sinne in Bezug auf das eigentlich Aesthetische, Künstlerische, sondern im Sinne der gesammten Lebensführung, Denk- und Empfindungsweise. Die Quintessenz hellenischer Weisheit, die Lehre vom edlen, goldenen Maßhalten in allen Dingen, jenem starken Zaum, wodurch alle Uebertreibung, alle Extreme, alle Rohheit und Ueberschwänglichkeit vermieden, die heilige Natur zur führenden Göttin und die ruhige Schönheit zur Königin über alles eingesetzt wird, diese Maxime läßt ihren Jünger auch in den Stunden der Zerstreuung und des Vergnügens nur an solchen Dingen Genuß finden, welche sich fernehalten von jeglicher Verletzung des heiligen Maßes, der Grenze des Natürlichen, Einfachen und darum Schönen. Die Freude unseres modernen realistischen Lebens kennzeichnet dagegen eine rohe Formlosigkeit und eine Sucht nach Extremen, nach Absonderlichkeiten, Forceleistungen und Uebertreibungen. Dahin gehört die einseitige, nämlich nur physisch, nicht aesthetisch gemeinte Kraftmeierei, aller

Sport, alle die Bravoursachen, welchen neben der materiellen Anstrengung auch kein Schatten von Gedanken, Inhalt und höherem Zweck innewohnt. Hierher gehört endlich, weil man dem Reinen und Normalen verständnißlos gegenübersteht, die Vorliebe für die Picanterie, die Caricatur und jegliche Unnatur. Es sind das ausnahmslos Erscheinungen, welche sich nur daraus erklären lassen, daß die gegenwärtige Gesellschaft das Steuerruder verloren hat, welches in der Verbreitung der classischen Bildung gegeben ist. Sie allein vermag den Ausschreitungen des Realismus Zügel anzulegen. Sie träte seiner schädlichen Zersplitterungssucht wirksam entgegen, auch hierin das edle Maßhalten bekundend, denn die Kunst bedarf durchaus nicht der übermäßigen Fülle, Abwechselung und Vielseitigkeit; wahrhaft groß und schön ist nur Weniges und Einfachheit auch die höchste künstlerische Schönheit. Der Realismus ist ein schleuderischer, gedankenloser, verschwenderischer Lump, der die Schätze des Hauses mißbraucht, eine wüste Schlemmerei an die Stelle des Genusses gesetzt, edle Weine in viehischem Saufen wie Wasser hinabgegossen und schließlich Allen den Magen verdorben hat. Hier muß die natürliche Reaction sich einstellen und der Himmel gebe uns eine strenge, classische Diät!

Was soll es solchen Uebeln gegenüber helfen, wenn wir mit bloßen äußerlichen Mitteln auch wieder nur die äußerlichen Gebrechen unseres Kunstwesens zu heilen versuchen? Was sollen alle die Gesellschaften, Vereine, Unterstützungen zu Gunsten der bildenden und redenden Künste? Das sind nichts als Pflaster und Bandagen an einem Körper, in welchem viel weniger Arm und Bein als Kopf und Herz schwer erkrankt sind. Jenen gutgemeinten, aber völlig nutzlosen Unternehmungen möchte ich das ernste, für unsere Zeit wie geschaffene Wort zurufen, das Tacitus den Seinen gegenüber aussprach: Iam vero propria et peculiaria hujus urbis vitia paene in utere matris concipi mihi videntur, histrionalis favor et gladiatorum equorumque studia: quibus occupatus et obsessus animus quantulum loci bonis artibus relinquit?

Die wirthschaftlichen Verhältnisse der Balkanhalbinsel.

Von Karl Keleti.

(Fortsetzung.)

Wir müssen, um den Concurrenzkampf auf der Balkanhalbinsel mit dem Westen erfolgreich zu führen, in erster Reihe dahin trachten, daß wir die in Frage stehenden Staaten und Länder wenigstens insofern näher kennen lernen, als unsere bereits bestehenden, in Zukunft jedoch noch mehr auszubildenden Handelsverbindungen dies für die Bewohner unserer Monarchie nothwendig machen.

Die Schilderung der ethnographischen und geographischen Verhältnisse kann nur als Illustration für diesen Zweck dienen, um zur Erkenntniß der volkswirthschaftlichen Verhältnisse beizutragen. Von unmittelbarer Wichtigkeit für uns ist, zu wissen: welche ist die Consumtions-, welche die Productionskraft dieser Staaten und Provinzen? Inwieweit ist letztere durch die eigene Production dieser Länder zu decken? Inwieferne kann ein etwaiger Productionsüberschuß derselben zur Ergänzung unserer eigenen oder als Object unseres Handelsverkehres nach dem Westen dienen?

Es ist kaum zu erwarten, daß in den nächsten Jahrzehnten die Localindustrie jener Staaten sich in irgend nennenswerther Weise entwickeln werde. Bei dem günstigen Klima und Boden dieser Länder ist es im Gegentheil mehr als wahrscheinlich, daß die gegenwärtig noch ziemlich dünne Bevölkerung bei nur etwas geordneten politischen Verhältnissen in erster Linie der Boden- und Waldwirthschaft und einigen damit in Verbindung stehenden landwirthschaftlichen Gewerben ihre Arbeitskraft zuwenden und ihr Hauptaugenmerk auf die bessere Ausnützung der Naturschätze ihrer eigenen Heimath concentriren wird.

Erst wenn durch diese vermehrte Thätigkeit der allgemeine Wohlstand sich heben wird, werden die sich mehrenden Bedürfnisse auch stärkere Befriedigung von Seite der ausländischen Industrie fordern.

Die große Verschiedenheit der wirthschaftlichen Verhältnisse in den einzelnen Balkanstaaten und Provinzen macht es begreiflich, daß diese Verhältnisse einzeln nach den verschiedenen Gebieten studirt werden müssen, worauf wir ja hoffentlich noch zurückkommen. Einiges Allgemeine, für unsere Monarchie aber gewiß Beherzigenwerthes, läßt sich jedoch auch heute schon sagen.

Ein Hauptbedingniß dafür, daß sich zwischen uns und den Balkanländern ein lebendigerer Tausch- und Handelsverkehr entwickele, ist gewiß die leichte und sichere Communication, deren wichtigstes Mittel heute außer dem Seewege die Eisenbahn ist.

Obwohl bereits der Berliner Vertrag hinsichtlich einer Eisenbahnverbindung verfügte, welche den Westen mit Constantinopel über Ungarn in directe Verbindung zu bringen hatte, obwohl Ungarn durch den Ausbau der Budapest-Semliner Bahn seiner Verbindlichkeit rechtzeitig entsprach, auch Serbien seinen Verpflichtungen nachzukommen sich beeilte, und obwohl nach den Berliner Verhandlungen die „Conférence à quatre'' beinahe anderthalb Jahre über die Anschlußpunkte und den Termin des Ausbaues verhandelte, so konnte die Hohe Pforte doch erst am Beginn des Jahres 1885 zur Hinausgabe eines Irade gedrängt werden, welches den Ausbau der bezüglichen Bahnen verfügte und die Inbetriebsetzung derselben für den 16. October 1886 in Aussicht nahm.

Es ist demnach zu hoffen, daß von diesem Zeitpunkte an die Züge einestheils von Belgrad über Nisch nach Constantinopel, andererseits über Mitrovitz nach Salonich verkehren werden.

Für unsere Industrie- und Handelsverhältnisse ist es jedenfalls traurig, daß sich diese Angelegenheit so lange hinzog und daß die türkischen Bahnen überhaupt nicht von den ungarischen Grenzen, sondern von den türkischen Küsten aus gebaut wurden. Es ist bekannt, daß das türkische Eisenbahnnetz von Constantinopel, Varna, Dedeagatsch aus gegen das Innere zu führt und daher naturgemäß auf allen diesen Linien der westeuropäische Export prädominirend ist. Französische und deutsche, italienische und schweizer, namentlich aber englische Waaren überschwemmen jene Gebiete, durch welche diese Bahnen ziehen oder wohin sie steuern. England und die continentalen Staaten Europas gehen auf der billigen Seeroute an die südlichen und östlichen Küsten der Balkanhalbinsel und verfrachten von den dortigen Häfen aus ihre Waaren

auf den erwähnten Bahnen, von deren Stationen aus dieselben allerdings nur durch Saumpferde in das Innere des Landes gebracht werden können.

So traurig es also für unsere eigenen Verhältnisse ist, daß die Verbindung dieser Länder nach Norden und Westen so lange künstlich hingehalten wurde, so wenig Tröstliches hat dieser Umstand für die Balkanstaaten selber. Die ausländische Concurrenz nach dem Inneren des Landes hat die übrigens nie sehr starke locale Gewerbethätigkeit ohnehin getödtet und so konnten die armen Bewohner nicht einmal jener Vortheile theilhaftig werden, welche ihnen eine natürliche Concurrenz vom Nordwesten aus in der Verwohlfeilung ihrer Consumtionsbedürfnisse gebracht hätte.

So schwer es übrigens auch dem Handel Oesterreich-Ungarns gemacht werden möge, die neu zu erschließenden Wege müssen wir benützen. So weit unsere Bahnen reichen, können wir es nicht dulden, daß fremder Einfluß uns an unseren Grenzen besiege. Mit jedem Kilometer Eisenbahn, den wir gegen Südosten legen, soll unser Handel eine neue Etappe gewinnen und unsere Handelsleute und Gewerbetreibenden werden zwar kämpfen müssen, aber auch den auf Umwegen an unsere Grenzen gelangenden fremden Waarenstrom zu besiegen verstehen.

Heute allerdings ist dies mehr ein patriotischer Wunsch, als reelle Wirklichkeit.

Denn so nahe uns auch die Länder der Balkanhalbinsel sind — betrachten wir nun den Lauf der Donau, der uns ins Herz derselben führt oder das Meer, das zwar allen Nationen zugänglich ist, aber dennoch jenen größere Vortheile bietet, die weniger Seemeilen zurückzulegen haben, um an das Ziel zu gelangen — so haben wir bisher doch wenig von diesen Vortheilen genossen. So wichtig uns auch die Ostküsten der Adria, das Aegeische Meer und der Archipelagus, der Meerbusen von Arta oder Salonich, die Dardanellen und der Bosporus sein mögen, handelsthätig ausgenützt sind sie unsererseits nur in geringem Maße.

Unsere Exportkaufleute, unsere für das Ausland arbeitenden Industriellen, unsere Absatz suchenden Fabriken denken nur wenig an diese so kümmerlich exploitirten Gebiete.

Während in den letzten Jahren Deutsche und Italiener, Schweizer und Engländer, Franzosen und Griechen fortwährend diese Länder bereisen und auf Grund persönlicher Erfahrungen Kenntnisse sammeln, bewegt sich kaum ein Vertreter österreichisch-ungarischer Firmen auf diesem Terrain. Sie warten, daß dortige Händler oder deren Agenten

sie in ihren Triester, Wiener oder Budapester Comptoirs aufsuchen und dort unter ihren Artikeln jene auswählen, von welchen der eine oder andere am Balkan Absatz finden dürfte.

Der größte Theil der Geschäfte wickelt sich jedoch in der Levante mittelst Commissionären ab, deren ständiger Aufenthalt Triest, Wien, vielleicht auch Budapest ist, in deren Nationale aber Oesterreich-Ungarn kaum vertreten sein dürfte.

Manche unserer Exporteure gehen etwas zu leichtsinnig vor, indem sie, um einige Procente Commissionsgebühren zu ersparen, sich mit levantinischen Händlern in directe Verbindung setzen und deren manchmal bedeutende Aufträge ohne irgend welche moralische Garantie auch ausführen. Geht dann die Valuta zur rechten Zeit nicht ein, so wird zwar alles in Bewegung gesetzt, um dieselbe einzutreiben, aber die bestehenden sogenannten Handelsgerichte sind in den seltensten Fällen, und Constantinopel und einige Küstenplätze ausgenommen, auch an den seltensten Orten in der Lage, Recht zu schaffen.

Viel praktischer gehen jene Firmen vor, die über vorher eingeholte Erkundigung beim Consulate, gegen eingesendeten Vorschuß oder Nachnahme in ein Geschäft eingehen, denn die Erfahrung lehrt es, daß Kaufleute, die nur im Correspondenzwege mit dortigen Kunden in Verbindung treten, hundertfaches Risico übernehmen, ehe das Geschäft zur entsprechenden Abwickelung gelangt.

Und trotz all dieser Schwierigkeiten dürfen wir von der Handelsverbindung mit den Balkanstaaten nicht lassen, denn wir haben, und zwar in erster Reihe, im Orient etwas zu suchen, ob wir nun diese Staaten und Provinzen als gleichberechtigte Handelskunden betrachten, wie Europas westliche Staaten, oder als handelspolitisch und volkswirthschaftlich zu eroberndes rohes Terrain, wie Europas Großstaaten den transatlantischen Ländern gegenüberstehen.

Betrachtet man nämlich die im Eingange erwähnten und gruppenweise volkswirthschaftlich noch besonders zu beleuchtenden Länder, so kann unter den jetzt bestehenden Balkanstaaten nach zwei Richtungen unterschieden werden.

Auf der einen Seite stehen die in neuerer und neuester Zeit selbstständig gewordenen, mehr oder weniger unabhängigen Staaten, auf der anderen Seite die noch unter türkischer Botmäßigkeit verbliebenen Provinzen.

Bei jenen finden wir das selbstbewußte Streben, durch Einbürgerung der modernsten Staatsinstitutionen sich in kürzester Zeit jene

europäische Bildung anzueignen, welche sie dem Westen näher bringt; in letzteren herrscht auch fernerhin noch, trotz einiger nothgedrungen eingeführter Reformen, die Indolenz des Ostens.

Serbien und Rumänien, zum Theil auch Bulgarien, bilden je ein abgerundetes staatliches Ganze. Alle streben in erster Reihe ihren eigenen und den Bedürfnissen ihrer Völker gerecht zu werden und räumen dem Fremden nur insoweit Concessionen ein, als sie selbst hieraus staatliche Vortheile zu erringen hoffen.

Besonders Rumänien lebt sich selbst und nimmt sogar dem europäischen Areopag gegenüber nur das an, was es für sich als richtig und gut erkannt hat. Obwohl die Rumänen schon ihrer Religion wegen dem auf der Balkanhalbinsel, bei steter Abnahme des türkischen Elementes, immer mehr herrschend werdenden slavischen Elemente näher stehen, bilden sie darin dennoch ebensogut eine Insel als wir Magyaren, und sollte es wirklich einstmals zur Abrechnung zwischen den germanisch-lateinisch-magyarischen Stämmen und den slavischen kommen, dürfte Rumänien kaum im Lager der letzteren zu finden sein.

Serbien hält sich, mit weniger Kraft vielleicht, aber mit desto mehr gutem Willen und zäher Ausdauer, auf dem Wege des Fortschrittes und ist für unsere Monarchie ein verläßlicher, lebenskräftiger Nachbarstaat, wenn nicht vielleicht der unglückselige Krieg des letzten Spätherbstes seine wirthschaftlichen Hülfsquellen allzu sehr angespannt hat.

Ost-Rumelien ist trotz des letzten Feldzuges ein politisch noch immer nicht gänzlich geklärtes Staatengebilde, doch dürfte es, sowie es Bulgarien auch bisher schon bewiesen, ebenfalls dem Westen zuneigen.

In den türkischen Provinzen ist von allem bisher Gesagten gerade das Gegentheil zu behaupten. Nicht nur, daß auf diesem Terrain die allgemeine Civilisation weit langsamer fortschreitet, ist auch auf dem ganzen Gebiete, trotz aller möglichen und unmöglichen diplomatischen Schachzüge und schlauer Berechnungen, dennoch der Fremde der Herr. Einmal ist der englische, ein anderesmal der französische, neuerlichst der deutsche diplomatische Einfluß prädominirend bei der Hohen Pforte und ihre Compatrioten exploitiren das Land. Dieses Exploitiren trägt aber nicht den Charakter einsichtsvoller, wertherhaltender Bewirthschaftung, sondern jenen der Ausnutzung.

So wenig die in der Türkei, namentlich in Constantinopel ziemlich zahlreichen Geld- und Creditinstitute an die Förderung der Interessen der Industrie und des Handels dachten, so lange dieselben lucrative Geschäfte mit dem ottomanischen Finanzärar machen konnten,

ebensowenig scheint die gesammte europäische Schifffahrt und Handelsbeflissenheit auf die Aufrechthaltung eines constanten und gegenseitig zu pflegenden Geschäftes als vielmehr darauf abzuzielen, das ganze Gebiet als Colonie zu betrachten, aus welcher alles wegzubringen ist, so lange es noch etwas zu holen giebt.

Im Uebrigen sind die wirthschaftlichen und Productionsverhältnisse dieser sämmtlichen Staaten und Provinzen — wie wir ja im Detail sehen werden — eigentlich nur wenig verschieden und können höchstens unterschiedliche Entwickelungsgrade bezeichnet werden.

Primitive Landwirthschaft, die sich nur in einigen bevorzugteren Theilen der Ebene Rumäniens und einigen Thälern Serbiens zu heben beginnt, elende Viehzucht, die alles bessere Material, namentlich an Pferden und edlerem Hornvieh, aus dem Auslande bezieht, stetig rückgängige Hausindustrie und einige primäre Gewerbe, die den Localbedarf zu decken kaum in der Lage sind, dagegen in den zwei letzterwähnten Staaten Anfänge einiger Großindustrien, namentlich Production von Branntwein, Papierund Heeresausrüstungsgegenständen, welch e durch diverse staatliche Unterstützungen und Zuwendung aller möglichen Vortheile nach und nach ins Leben gerufen werden. Freier Bodenbesitz in Serbien, beschränkter, namentlich für fremde Staatsangehörige in Rumänien, unfreier in den türkischen Provinzen, unterbinden vorläufig die Investitionsfähigkeit fremden Capitals. Der Mangel entsprechender Straßen auf dem überwiegend größten Theile der Halbinsel, wo Waaren vom Hafen oder der Bahnstation aus nur mit Tragthieren befördert werden können, stellen auch der Handelsthätigkeit enge Grenzen.

Man sieht, wir haben es, namentlich in den türkischen Provinzen, mit ziemlich primitiven Verhältnissen zu thun. Und wenn uns das Wort Colonie schon entschlüpft ist, so mögen diese Gedanken weitergesponnen und ausgesprochen werden, daß wir die erwähnten Territorien vom Standpunkte Ungarns und der Monarchie aus als ähnliches Gebiet betrachten, wie solches die bedeutend größer angelegte Colonialpolitik Englands in Ostindien und Deutschlands in Afrika zu finden meint.

Hierunter verstehen wir natürlich keine politische Besitzergreifung, sondern eine commercielle Eroberung, eine Benutzung der durch diese Lande uns sich darbietenden Vortheile, nicht im Sinne der Raubwirthschaft, sondern nach dem Charakter besonnener Cultivirung. Wir verstehen hierunter die weise Benutzung der durch unsere geographische Lage gebotenen, sowie der Vortheile unserer Communi-

cations-, Industrie- und Handelsverhältnisse und die gegenseitige weise Anwendung des Grundsatzes „do ut des".

Wenn man bedenkt, daß fortgeschrittenere, politisch und volkswirthschaftlich mächtigere Nationen auf der niedersten Stufe der Civilisation stehende Gebiete und Volksstämme weit jenseits des Oceans aufsuchen und ihrer Geschäftssphäre einzubeziehen versuchen, so ist es wohl erlaubt, daß auch wir unseren Grenzen näherliegende, nichtsdestoweniger auf sehr niedriger Bildungsstufe stehende Volksstämme in die Kreise unserer eigenen Culturbestrebungen zu ziehen suchen.

Schon aus dem Vorangehenden ist es verständlich, daß es sich hier nicht um die bereits mehr oder weniger im Fortschreiten begriffenen jüngeren Staaten der Balkanhalbinsel handelt, mit welchen wir uns je nach dem Grade der Entwickelung ihrer volkswirthschaftlichen Verhältnisse stets mehr und mehr auf der Basis einfacher Handelsverbindungen treffen werden und können.

Solche fertige Handelsverbindungen, sichere Geschäftskreise und lohnende Tauschverhältnisse suchen wir aber umsonst in einem Landestheil, wie z. B. Albanien, das vielleicht auch heute noch auf jener wirthschaftlichen Stufe steht, welche es bereits vor Jahrhunderten inne hatte. Die Bevölkerung dieses Landstriches und eines großen Theiles der derzeit noch türkischen Provinzen gehört jenen Volksindividuen an, die geringe wirthschaftliche und Culturbedürfnisse haben. Ihre wirthschaftliche Entwickelung ist in Folge ungünstiger Existenzbedingungen, Unsicherheit der Verhältnisse, aus Mangel der persönlichen und Besitzsicherheit u. s. w. nicht nur langsam und ungewiß, sondern sozusagen stagnirend.

Wo es keine Bedürfnisse giebt — und in Albanien und Macedonien, einem Theil des Epirus und Thraciens sind deren nur wenige bekannt — da giebt es natürlich auch keinen Anreiz und Ansporn zu fortwährender Thätigkeit, ohne welche ein erheblicher Fortschritt kaum zu denken ist.

Dieser Zustand ist zum Theil aus jener Abgeschlossenheit erklärlich, in welcher Albanien und andere türkische Provinzen schon der orographischen Lage dieser Ländergebiete wegen von Ewigkeit her versunken waren. Insofern dies aber auf die südlicher gelegenen, theilweise bis zum Meere sich erstreckenden Landestheile weniger anzuwenden wäre, waren doch wieder von ähnlicher Wirkung die Jahrhunderte alten Kämpfe und Fehden, welche der Türkenherrschaft vorangingen und dieser folgten und die es so weit brachten, daß an die Stelle der zur Zeit der

Herrschaft Venetiens bestandenen Blüthe einzelner Landestheile die gegenwärtige völlige Verwilderung derselben getreten ist.

Hier nun gilt das so oft ohne Verständniß ausgesprochene Wort: „die Cultur nach Osten zu tragen“ durchaus nicht als leere Phrase, ebensowenig als wir die Ausführung der darin enthaltenen Aufgabe einer anderen Macht als der österreichisch-ungarischen Monarchie zuerkennen dürfen.

In unserer nächsten Nähe, an unseren Grenzen liegt das Gebiet, welches der europäischen Cultur, dem europäischen Handel und Verkehr zu erschließen ist. An uns ist es, vom Norden nach Südosten über die Donau und vom Gestade der Adria auf dem Seewege in diese Länder zu dringen und im Interesse der Einwohner dieser Gebiete selbst, in erster Reihe aber in unserem eigenen Interesse, dort handelspolitisch Posto zu fassen und alles abzuwehren, was diesen Interessen schädigend entgegentreten könnte.

Die Schweden und die Kapuziner im dreißigjährigen Kriege.

Von Edmund Schebek.

Die Kapuziner waren im Jahre 1599 nach Böhmen gekommen, und zwar auf Veranlassung des Prager Fürsterzbischofs Zbinko Berka von Duba und Lipa, welcher, betrübt über den Zustand der Kirche in Böhmen, von diesem Orden eine Besserung erhoffte, da sich derselbe durch Ausrottung der Ketzerei und strenge klösterliche Zucht in Italien, Spanien, Frankreich und selbst in Deutschland bereits einen Ruf erworben.

Dieses in den Memorabilien des Kapuzinerklosters auf dem Hradschin zu Prag angegebene Motiv der Berufung klingt nicht gerade schmeichelhaft für die anderen geistlichen Orden, deren es doch in Prag, zum Theil mit über das Land verzweigten Klöstern und Stiften, eine nicht geringe Anzahl gab. Selbst die Jesuiten, denen man am allerwenigsten Lässigkeit in der Ausrottung der Ketzerei vorwerfen kann, hätte der in jenen Worten liegende indirecte Tadel mit getroffen, da sie seit 1556 ein Collegium zu Prag innehatten, zu welchem bis gegen Ausgang des Jahrhunderts noch die Collegien zu Neuhaus, Krumau, Wittingau, Komotau und Glatz hinzukamen. Man möchte daher meinen, Erzbischof Berka, welcher zugleich General-Großmeister des Kreuzherren-Ordens war, habe, eifersüchtig auf den mächtig steigenden Einfluß der Gesellschaft Jesu, mit der jedenfalls guten Absicht, die ihn leitete, den Hintergedanken verbunden, dem aufstrebenden Orden in einem anderen aufstrebenden Orden ein Gegengewicht zu schaffen.

Zu solchem Verdacht fehlen jedoch weitere Gründe, Thatsache ist es nur, daß in der Folge die Kapuziner in Böhmen einen jenem der Jesuiten kaum nachstehenden Einfluß errangen und daß sich auch zwischen den beiden Orden eine unverkennbare Rivalität entwickelte. Zu verwundern ist letzteres übrigens nicht, denn wenn mehrere auf ein und dasselbe Ziel hinarbeiten, entsteht unter ihnen gewöhnlich eine gewisse Eifersucht; dabei war auch die Art des beiderseitigen Vorgehens grundverschieden. Pracht und Gepränge war den Kapuzinern versagt; nicht einmal als Mittel zum Zweck durften sie Reichthümer sammeln. Die Schule und die Ohrenbeichte standen ihnen zur Einwirkung auf die Geister gleichfalls nicht zu Gebote. Nur ein exemplarischer, durch eigene Bedürfnißlosigkeit und Sittenstrenge voranleuchtender Lebenswandel und Predigen sollten ihnen als Mittel zur Belebung der Gottesfurcht unter den Katholiken und zur Bekehrung Andersgläubiger dienen. Daß mit ihnen ein neues Element in das kirchliche Leben von Böhmen gekommen, das machte sich von ihrem ersten Auftreten an in Prag bemerkbar. Da es nun das eigenthümliche Wesen der Kapuziner war, welches ihnen das besondere Wohlwollen der schwedischen Heerführer und ihrer Officiere erwarb, wovon wir eben Einiges zu berichten vorhaben, so dürfte es wohl nicht überflüssig erscheinen, auch der Art und Weise Erwähnung zu thun, wie sie sich in Böhmen einführten.

Die Brüder, wie die Memorabilien melden, gleich den Aposteln zwölf an der Zahl, ihrer Nationalität nach, bis auf zwei Tiroler, sämmtlich Italiener, aber unter denen ausgewählt, welche der deutschen Sprache kundig waren, traten von Venedig aus, wo sie sich gesammelt hatten, unter Führung des Generalcommissärs P. Lorenzo von Brindisi (seit 8. December 1881 heilig gesprochen) den Weg an. Sie gingen durch Tirol zunächst nach Wien, nicht ohne überall wegen der Form und Rauhheit ihres Habits, wegen der nackten Füße und ihrer Entbehrung an zeitlichen Dingen dem Spott und Gelächter ausgesetzt zu sein.

In Wien wurde Rast gehalten. Dann setzten vorerst vier Brüder nebst dem Führer die Reise nach Böhmen fort; diesen folgten im Laufe des Jahres noch vier Andere, welche wegen Erkrankung in Wien zurückgeblieben waren. Der Kirchenfürst empfing sie hocherfreut und bewirthete die ersten Ankömmlinge durch einige Tage im eigenen Hause. Hierauf wurde ihnen Wohnung und Unterhalt im Ordenshause der Kreuzherren angewiesen. Die Brüder aber, eingedenk des klösterlichen Gelübdes, verlangten in Demuth, sich das heilige Almosen zur Erhaltung des Lebens

öffentlich erbetteln zu dürfen. Auch begannen sie, kaum daß sie den Fuß über die Schwelle des Hauses gesetzt hatten, unter großem Zudrange ihre Officien durch tägliches Messelesen und dreimaliges Predigen in der Woche. „So nahm die Mission des Herrn ihren Anfang und wurde der Grund zur neuen Provinz gelegt."

Die nächste Sorge des Fürsterzbischofs war auf einen bleibenden Sitz für die Brüder gerichtet. Er unternahm zu diesem Ende selbst mit dem P. Lorenzo öfter Wanderungen durch die Stadt und zeigte ihm viele verlassene Gebäude, theils in Ruinen liegende Klöster, theils durch Brand zerstörte Häuser. Doch P. Lorenzo fand keinen dieser Plätze zur Wohnung für die Kapuziner geeignet; die verödeten Klöster nicht, weil diese für andere Orden errichtet, zu weitläufig und ansehnlich waren, weshalb er fürchtete, den Brüdern Anlaß zu geben, durch weite Räume dereinst über die Statuten des Ordens hinauszuschreiten; die verwüsteten Privathäuser hinwieder nicht, weil sie auf zu öffentlichen Plätzen sich befanden, wo der Zusammenlauf des Volkes die Chöre, die heiligen Meditationen und das beschauliche Leben der Brüder stören konnte. Nach langem Herumsuchen wurde unter dem Strahow eine Oertlichkeit ausfindig gemacht, welche dem P. Lorenzo und den Brüdern wegen ihrer der klösterlichen Observanz entsprechenden Einsamkeit ausnehmend gefiel, dem Erzbischof jedoch weniger zusagte, welcher ein häufiges Zusammenströmen des Volkes bei den Patres wünschte, für welchen Zweck der Ort von der Gemeinde der Bürger zu weit entfernt und zu schwer zugänglich war. Der Ankauf kam jedoch wegen des hohen Preises nicht zu Stande. Endlich fand sich in dem entlegendsten Theile des Hradschins ein Haus und ein Garten, welcher Platz den Brüdern ebenfalls gefiel und gegen den auch der Erzbischof keine Einwendung mehr erhob, weil letztere schon ungeduldig wurden und von ihrer Rückkehr nach Italien sprachen. Daselbst wurde zum Baue der Kirche und des Conventes am 23. Mai 1600 der Grundstein gelegt und am 6. Juni 1602 die Einweihung der Kirche durch den Erzbischof Berka vollzogen.

Auch wegen des Beichthörens hatte der Erzbischof mit den Kapuzinern seine Noth. In dem Statute des Ordens war nämlich festgesetzt, daß auf keine Weise in demselben das Beichthören von Weltlichen (saeculares, daher Weltgeistliche inbegriffen) eingeführt werde, theils um Ruhe und Frieden dem Orden zu erhalten, theils um jeden Grund zum Argwohn von den Brüdern fernzuhalten. Als jedoch in den neubekehrten Gegenden oft Mangel an Geistlichen sich zeigte, wurde auf Ersuchen der betreffenden Fürsten am 6. Februar 1603 von Papst

Clemens VIII. das Generalcapitel ermächtigt, auf die Bitte des Provincials die Licenz zum Abhören der Beichte von Weltlichen nach eigenem Gutdünken zu ertheilen, welche dann bis zum nächsten Zusammentritte desselben in Kraft bleiben sollte. Daran war aber dem Erzbischof Zbinko Berka nicht genug. Er erbat vom Papste die unbeschränkte Erlaubniß zum Beichthören für die Kapuziner, worauf der Generalprocurator in Rom unter dem 20. Februar 1604 dem Generalcommissär schrieb, wenn irgend eine Principalperson, wie der besagte Erzbischof oder sonst Jemand von Rang und Würde den Brüdern zu beichten wünsche, so solle es dem Generalcommissär freistehen, unter Zuratheziehung von drei oder vier älteren Vätern denselben einen Beichtvater anzuweisen, doch sei dies dem Generalprocurator anzuzeigen. Noch im Jahre 1668 bedurfte es kaiserlicher Intervention, um für die Kapuziner in den Erbländern auf die Dauer von sieben Jahren die Bewilligung zum Absolviren von der Ketzerei zu erwirken. Das Jahr darauf folgten noch weitere Licenzen, wie die, daß vom Provincial verordnete Beichtväter auch die Beichte von Personen beiderlei Geschlechts hören durften.

Daß die Jugenderziehung und Schule nicht in der Mission der Kapuziner lag, wurde bereits erwähnt. Ihre eigenen Priester-Candidaten schickten sie auf die Universität, worunter ohne Zweifel das Collegium Clementinum der Jesuiten gemeint ist, welches bereits seit 1562 die Berechtigung besaß, den Doctorgrad der Theologie und Philosophie zu ertheilen und daher den Rang einer Universität einnahm — der Ferdinand'schen, im Gegensatze zur alten Carolinischen, die mehr und mehr einen utraquistischen Charakter annahm. Nur ausnahmsweise und unter ganz besonderen Umständen scheint zuweilen ein Kapuzinerpriester das Lehramt ausgeübt zu haben. Ein solcher Fall wird aus der Zeit des Sachseneinfalles gemeldet, wo viele Ordens- und Weltgeistliche sich von Prag geflüchtet hatten oder sich wenigstens nicht an die Oeffentlichkeit wagten. P. Alexius aus Burgund, damals Quardian auf dem Hradschin, welcher sich überhaupt durch seinen Muth und seinen Eifer für die katholische Religion und für das Wohl der bedrängten und geängstigten Katholiken auszeichnete, hielt nämlich zu jener Zeit an dem katholischen Gymnasium zu St. Aegid über zwei theologische Materien Vorträge, obgleich er öfter zwischen feindlichen Soldaten hindurchschreiten mußte und nicht selten Schimpfworte und Schläge zu erdulden hatte.

Den Schwerpunkt in ihren Missionsarbeiten suchten und fanden jedoch die Kapuziner im Predigen. Ist irgendwo eine neue Ansiedelung in Aussicht genommen, so wird im Voraus ein tüchtiger Kanzelredner

dahin geschickt, um die Gemüther dafür empfänglich zu machen; wo eine Kanzel verwaist ist, schwingen sie sich hinauf und lassen sich auch nicht leicht wieder verdrängen; in ihrem eigenen Sprengel setzen sie, so bereitwillig sie das Messelesen Anderen überlassen, dem Eindringen fremder Prediger den hartnäckigsten Widerstand entgegen. Schon 1606 ergreifen sie Besitz von der Kanzel in der Malteserkirche, 1631 von jener in der Thomaskirche und es erfüllt sie mit Stolz, wenn sie zum Predigeramte in der Metropolitankirche berufen werden. Nächst der Heiligkeit des Lebens gab es keine Eigenschaft, welche die Brüder höher anschlugen als die, ein guter Prediger zu sein.

Indem die Kapuziner durch ihren dem Verlangen nach irdischen Gütern abgewendeten Sinn und durch ihr anspruchsloses Wesen an den Tag legten, daß ihnen Eigennutz und Einmischung in die persönlichen und häuslichen Angelegenheiten ferne lag, erwarben sie die Gunst der Großen und Vornehmen, sowie die Zuneigung der Bürgerschaft. Die Liebe des Volkes hinwieder, dem sie schon durch ihre Armuth und Einfachheit viel näher standen als die Inhaber und Genossen reicher Pfründen und Stifter, gewannen sie durch ihre sympathische Theilnahme und Fürsorge, welche sie dessen Bedürfnissen und Leiden entgegenbrachten. Ja selbst den Feinden flößte ihr schlichtes Wesen Achtung ein. Doch davon lassen wir die Memorabilien selbst erzählen:

„Es geschah im Jahre 1640, daß die Schweden durch die Erfolge der kaiserlichen Waffen von Königgrätz und Chlumetz wieder gegen die sächsische Grenze hin zurückgedrängt wurden. Ihr Heerführer Banér schlug sein Hauptquartier zu Leitmeritz auf. Um sich für die erlittenen Schlappen zu rächen, ließ er alle Weltpriester und Klosterleute — darunter zwei Priester und einen Laienbruder aus dem Kapuzinerhospize — von dort zu Schiff nach Tetschen abführen, wo sie in ein enges elendes Locale gesteckt wurden und viel auszustehen hatten. Auf die Verwendung des Erzherzogs Leopold Wilhelm und des Grafen Schlik wurden die Kapuziner freigegeben. Bei ihrer Rückkehr lernte sie Banér kennen und von da an datirt das besondere Wohlwollen Banér's und seiner Officiere gegen die Kapuziner. Während sonst die Schweden die Mönche nicht schonten und sie „in einer gewissen ketzerischen Wuth“ Bestien nannten und ausplünderten, wurden von nun an die armen Kapuziner von ihnen nicht nur nicht mehr belästigt, sondern auch zu ihrer Sicherheit Salva-Quardias in den Conventen zu Raudnitz, Brüx und Leitmeritz hinterlegt und ihnen freie Religionsübung, nämlich Messelesen, Ausspenden der Sacramente und Predigen gestattet. Auch

die lange zu Leitmeritz verweilende Gemahlin Banér's (Elisabeth Juliane, geb. Gräfin Erbach und Witwe des Grafen Georg Ludwig von Löwenstein) faßte eine nicht geringe Zuneigung zu den Kapuzinern. Sie besuchte öfters ihre Predigten. Gerührt von ihren Erbauungsreden und wegen der rauhen Bekleidung sie bemitleidend, erwies sie ihnen viele und mannigfache Wohlthaten. Durch ihr Beispiel bewogen, spendeten ihnen auch Generale, Oberste und andere Officiere reichliche Gaben an Wein, Fleisch und anderen Lebensmitteln, so daß die Brüder in den Stand gesetzt wurden, den zahlreichen kaiserlichen Soldaten, welche Mangel litten, Hülfe zu leisten. Es wurde ihnen hierin kein Hinderniß in den Weg gelegt; nur sollten sie keine Conspiration der Kaiserlichen unterstützen, noch sonst etwas gegen die Schweden unternehmen. „Seid ehrlich!" schärfte man ihnen ein.

„Um dieselbe Zeit befanden sich aber bei den Schweden acht oder neun kaiserliche Generale und Obersten, lauter Männer von Stand und Bildung als Gefangene. Diese baten Banér um die Erlaubniß, zu ihrer Erholung das Kapuzinerhospiz besuchen zu dürfen, die auch gewährt wurde. Sie durften hingehen so oft es ihnen beliebte und ohne daß Wachen sie begleiteten und konnten daselbst speisen und sich andere Dienste besorgen lassen. Diese Liebesdienste aber hätten die Brüder bald theuer büßen müssen. Bei dem fast täglichen Besuche der nahe den Stadtmauern gelegenen Laurenzkirche, wo die Kapuziner damals ihren Gottesdienst hielten, hatten die Officiere einen Weg, der Gefangenschaft zu entrinnen, erspäht und alles zur Flucht vorbereitet, freilich ohne den Brüdern etwas zu verrathen, aber auch ohne Rücksicht auf die Folgen für dieselben zu nehmen. Ein oder zwei Tage vor der Ausführung des Planes jedoch erging von Banér der Befehl, diese Officiere der größeren Sicherheit halber nach Pommern zu transferiren. Traurig nahmen sie von den Brüdern Abschied, wobei sie ihnen den Anschlag mittheilten und die Stricke und Leitern zum Verbrennen übergaben. Die Brüder aber dankten Gott für die Rettung aus solcher Gefahr."

„Die Stadt Brüx wurde von den Schweden belagert. Die Bürgerschaft leistete hartnäckigen Widerstand, weshalb die Belagerer Feuer anlegten. Als schon das Haus nächst dem Convente in Flammen stand und dieser selbst zu brennen anfing, eilten die Brüder zu den schwedischen Officieren und baten um Schonung für Kirche und Convent, worauf sogleich Soldaten zur Rettung abgeschickt wurden. Das Gleiche geschah zu Raudnitz, als die Stadt von den Schweden in Brand gesteckt wurde, weil die Bürger die auferlegte Geldsumme nicht zahlen wollten."

„Im Jahre 1643 belagerten die Schweden Brünn. Vom Spielberg wurde gefeuert. Zu ihrer Deckung besetzten die Schweden Häuser und Klöster und unter anderen auch das in der Vorstadt gelegene Kapuzinerkloster. Um freien Zugang zum Kloster und freien Ausgang nach dem Spielberg hin zu haben, wurden die Mauern des Klostergartens durchbrochen. Das Kloster aber gleichsam als ihr Hauptquartier mit starken Wachen umgeben. Wohnten doch in demselben die Generale Wrangel, Wittenberg, Mordan (Mortaigne) und andere Vornehmere. Diese speisten mit den Brüdern und ließen sich mit ihnen in freundliche Gespräche ein. Als Salva-Quardia war ein Lieutenant bestellt, ein Katholik zwar, sonst aber ein Mensch von schlechten Sitten, welcher treubrüchig von den Kaiserlichen zu den Schweden übergegangen war, nachdem er diesen das Schloß Tobitschau ausgeliefert hatte. Derselbe theilte seinen Kameraden mit, er werde schon das verborgene Geräthe der Kirche und des Conventes mittelst der militärischen Tortur, „Taumlan“ genannt, leicht ausfindig machen, welche Absicht der Quardian, um zuvorzukommen, in aller Demuth dem General Wrangel meldete, wodurch derselbe so in Zorn gerieth, daß er den Lieutenant mit dem gezückten Schwerte unfehlbar durchbohrt haben würde, wenn dieser sich nicht in die Arme des Quardians geflüchtet und dessen Fürsprache erbeten hätte. Seitdem lebte Wrangel wie am sichersten Orte im Kloster, bis man auf dem Spielberg und in der Stadt von diesem seinem Aufenthalte Kenntniß erlangte und die Geschosse fortwährend dahin richtete, so daß ihn eine glühende Kugel beinahe getödtet hätte, worauf er sich von dem Kloster fern hielt.“

„Auch in Iglau, welches die Schweden nach der Schlacht bei Jankau am 12. März 1645 besetzten, bildete sich ein freundliches Verhältniß derselben zu den Brüdern heraus. Nachdem sie im Kloster die apostolische Lebensweise derselben, ihre Demuth, Armuth und Geringschätzung der irdischen Dinge kennen gelernt, fügten sie ihnen nicht nur kein Leid zu, sondern begegneten ihnen mit großer Achtung. Die Officiere hinterlegten, damit nicht die gemeinen Soldaten dem Kloster einen Schaden zufügten, daselbst eine Salva-Quardia; überdies erfreuten sie die Brüder mit reichlichem Almosen, kamen öfters im Kloster zusammen und hielten da zum Erstaunen der Stadt ihre fröhlichen Gelage. Dies dauerte durch zwei Jahre.“

„Als im Jahre 1646 der Provincial P. Ludwig von Rosenheim von einigen Conventen nach Mähren berufen wurde, verlangte er von den Schweden, die einen großen Theil des Landes in ihrer Gewalt hatten,

freies Geleite, das ihm gegeben wurde und überall, wo er ihre Truppen zu passiren hatte, wurde er mit Ehren und Achtung empfangen und aufs beste bewirthet."

„Ueberhaupt begegneten die Schweden in Böhmen den Kapuzinern überall mit Schonung und wendeten ihnen allenthalben reichliche Unterstützungen zu. Auch aus der Zeit der Belagerung Prags im Jahre 1648, wo doch der Hradschin und die Kleinseite von ihnen besetzt war, wird nichts gemeldet, was auf die geringste Gefährdung oder Belästigung des Conventes und des lauretanischen Hauses schließen ließe."

Das sind Lichtpunkte aus einer düsteren Zeit. Es verdient aber beachtet zu werden, daß gerade in der an Stürmen und Drangsalen so reichen ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts der Kapuzinerorden in der böhmischen Provinz (Böhmen und Mähren) den größten Aufschwung nahm. Die Klöster mehrten sich und die Zahl der Genossen in ihnen. Nachdem die ersten Ansiedler sich etwas eingebürgert hatten, folgten wiederholt neue Zuzüge aus Italien. Bald schlossen sich auch Männer aus anderen fremden Ländern an und mehr und mehr bildete sich aus Böhmen und Mähren gleichfalls ein Nachwuchs heran. Selbst adelige Jünglinge verschmähten es nicht, das rauhe Habit anzulegen. Im Jahre 1618 zählte die Provinz 182 Brüder und 12 Novizen; zehn Jahre später hatte sich der Stand bereits auf 262 Brüder gehoben, wozu noch 21 Novizen kamen und lange noch hielt das Aufsteigen an. Vom Jahre 1626 an erstand zugleich dem Orden in dem lauretanischen Hause auf dem Hradschin ein herrlicher Andachtsort, um welchen sich viele der vornehmsten Persönlichkeiten des Landes, zumal edle Frauen, im Leben und im Tode schaarten und welchem auch die Bürgerschaft ihre lebhaftesten Sympathien entgegentrug.

Johann Christian Günther.

Von Max Kalbeck.

(Schluß.)

Wie es damals unter den Studenten in Wittenberg zuging — Günther war Anfang 1716 gegen den Wunsch seines Vaters, der ihn nach Frankfurt a. O. dirigirt hatte, dorthin übergesiedelt — kann man an mehreren Stellen seiner Satyren und Versbriefe lesen. Die Burschen, mit Raufdegen bewaffnet, tyrannisirten den Bürgerstand. In berauschtem Zustande zogen sie, unordentlich gekleidet, durch die Stadt, brüllten ihre wüsten Lieder, belästigten anständige Frauen, die ihnen in den Weg kamen, fingen auf offener Straße Händel untereinander an, wobei es blutige Köpfe gab, hieben mit den Schlägern Funken aus dem Pflaster, ließen die Philister über die Klinge springen, machten Schulden, rauchten, zechten und spielten, renommirten, fluchten und ließen sich mit liederlichen Dirnen ein. Günther lernte auch hier wieder das Leben von einer Seite kennen, wie es nicht war oder doch nicht sein sollte, und, obwohl er an dem schamlosen Treiben, dank seiner edleren Natur, bald keinen Gefallen mehr fand, wurde er doch in mancherlei schlimme Affairen verwickelt, denen sein guter Ruf zum Opfer fiel.

In den dunkeln Ereignissen dieser Zeit, über welche uns nur Andeutungen überliefert sind, haben wir das Hauptmotiv für die unversöhnliche, harte und grausame Feindschaft zu suchen, welche Vater und Sohn auf immer entzweite. Der leichtsinnige Student machte Schulden, wurde in einen Ehrenhandel verwickelt, der einem seiner liebsten Freunde das Leben kostete, und von der Behörde in festes Gewahrsam gebracht.

Seine Schweidnitzer und Striegauer Neider und Gegner, die er bei der schonungslosen Offenheit und Schärfe seiner satyrischen Bemerkungen in Menge besaß, hatten nur darauf gewartet, ihm vor den Augen seiner Landsleute ein Capitalverbrechen an den Hals hängen zu können; und besonders waren es ein geistlicher Poetaster und ein federfuchsender Polyhistor, die dem alten Günther die Hölle heiß machten und seinen Sohn in der allgemeinen Achtung erniedrigten.

Von Kanzel und Katheder, in Wort und Schrift wurde gegen den Unglücklichen, der sich nicht vertheidigen konnte, losgewettert, und der alte Günther hätte nicht der engherzige, zur Frömmelei neigende Pedant sein müssen, der er war, wenn er dem Sohne verziehen haben würde. Wer sich in den Charakter dieses finsteren, von Herzen guten und ehrlichen, abergläubischen, peinlich gewissenhaften, eigensinnigen und überstrengen Mannes hineinversetzen kann, wird die tragische Wendung der Dinge begreifen. Wir verstehen den leichtsinnigen Sohn und entschuldigen ihn, und wir verstehen den unerbittlichen Vater und entschuldigen ihn gleichfalls.

Als Günther im Gefängnisse saß, überfiel ihn das Furchtbare seiner traurigen Lage mit voller Gewalt; er schrieb an seine ehemaligen Gönner und gelobte seinem Vater Besserung. Seine alten Freunde ließen sich auch zur Hülfe herbei und befreiten ihn aus der Verlegenheit. In Wittenberg, wo er sich durch seine Angriffe auf den Senior der theologischen Facultät, Gottl. Warnsdorff, einen orthodoxen Kirchenlehrer, überdies verhaßt gemacht hatte, war seines Bleibens nicht länger, und so ging er mit Sorgen und guten Vorsätzen auf den Weg nach Leipzig, um dort bei seinen Landsleuten vorzusprechen. Im Juni 1717 langte er daselbst an und wohnte bei seinem Freunde Speer, dem späteren Advocaten und Bürgermeister von Landeshut. Unter Freunden und Bekannten bildete sich bald eine poetische Abendgesellschaft, in welcher es lustig herging und Günther wie gewöhnlich den Ton angab. Dazu gehörten Haas aus Augsburg, die Gebrüder von Nikisch aus Schlesien, Brandenburg aus Mecklenburg, Spoer, Aust, Marckard, Birnbaum, Triller, Pfeiffer, Gorn aus Jauer und Hahn aus Schweidnitz. Hahn der später ein berühmter Arzt in Breslau wurde, war der designirte Schwiegersohn Joh. Burghard Mencke's, des damaligen Orakels der literarischen Welt, der unter dem Namen „Philander von der Linde" als Dichter in die Oeffentlichkeit getreten war. Von Hahn wurde Günther bei dem Stifter und Vorsteher der „deutschübenden poetischen Gesellschaft" eingeführt und fand in ihm, der sein hervorragendes Ingenium sofort erkannte, einen

geneigten Gönner und hülfreichen Beschützer. Von fachwissenschaftlichen Studien war lange nicht die Rede; Günther ließ sich erst 1718 immatriculiren und verschwärmte seine Zeit in angenehmer Gesellschaft unter poetischen Betrachtungen und literarischen Gesprächen. Für den Unterhalt mußten die Freunde und seine Muse, die ihm schon in Wittenberg mit bezahlten Gelegenheitsgedichten ausgeholfen hatte, sorgen. Das erste Leipziger Jahr entsprach dem Phantasiebilde, das Günther sich von seinem Berufe gemacht hatte. Der Morgen wurde dem Schlaf oder den Musen geweiht, der Mittagstisch vereinigte die Freunde zum heiteren, mit Witz und Laune gewürzten Mahle; der Nachmittag brachte einen Spaziergang ins Rosalienthal oder in die Umgegend, der Abend ein animirtes Gelage oder ein Ständchen vor dem Fenster einer Schönen, dem dann ein trautes Stündchen bei ihr oder einer anderen nachfolgte, und die Nacht gehörte wieder der Freundschaft, der Liebe, der Poesie und dem Wein. Für die Zukunft mochten Andere sorgen. Anakreon und Horaz dachten ebenso, und ein reicher Mäcenas wird sich doch endlich einmal finden lassen!

Hatte Günther nicht eigentlich vollkommen Recht, wenn er das Leben eines Poeten sich so ausmalte? Und traf es nicht sechzig Jahre darauf Goethe in Weimar wirklich so gut? Im Grunde taugt der wahre Dichter zu gar keinem praktischen Lebenszwecke; er ist von der Natur dazu bestimmt, zu genießen und den irdischen Genuß in geistigen zu verwandeln. Da letzteren der Welt Niemand geben kann wie er, so wäre es nicht mehr als billig, wenn die Welt ihrerseits ihm dafür das Beste gäbe, was sie hat und an Andere vertheilt, obwohl sie auch damit noch immer kein hinreichendes Aequivalent leistete. Der Poet müßte ein Leben führen wie ein Gott, ein Kind und ein Thier in einer Person, und getrennt von aller bürgerlichen Ordnung und Moral gleich diesen stehen. Ist er ein reiner Idealist, so wird er entweder seinen Willen der obstinaten Welt gegenüber erreichen, oder er wird zugrunde gehen. Hat er dagegen so viel praktischen Verstand, um einzusehen, daß andere Leute anders denken wie er, so wird er sich den Verhältnissen nach Kräften anbequemen, den Brotkorb neben die Leier, die Ehe neben die Liebe, die Ordnung neben die Freiheit setzen und mit Salomo denken: Weisheit ist gut mit einem Erbstück.

Günther, der bisher das Leben trotz übler Erfahrungen nie von seiner richtigen Seite gesehen hatte, war reiner Idealist; er trug den Gott, das Kind und auch das Thier in seiner Seele, und je nach Gelegenheit kam dann Eines oder das Andere zum Vorschein.

Mencke wollte sich und die Welt von den Fähigkeiten seines Schützlings überzeugen und bemühte sich daher, Günther den höheren Zielen der Poesie zuzuführen. Was Mencke sich unter diesen höheren Zielen dachte, charakterisirt sein eigenes Streben, wie die ganze Literatur der Zeit überhaupt. Ein Lobgedicht auf einen Helden, Fürsten oder hohen Herrn, schien ihm etwas Außerordentliches, und er meinte, daß nicht allein mit der Länge des Gedichtes, sondern auch mit der Vornehmheit des besungenen Objectes der Werth desselben wachse. Günther, dem es um einflußreiche Empfehlungen zu thun war, ging auf die Vorschläge seines Berathers willig ein und verfaßte seine große Ode zum Lobe des Prinzen Eugen von Savoyen auf den Passarowitzer Frieden, der 1718 zwischen Karl VI., Venedig und der Pforte abgeschlossen worden war. Das aus 500 Versen bestehende Gedicht verfehlte zwar seinen eigentlichen Zweck, seinem Verfasser eine Stelle am Wiener Hofe zu verschaffen, aber es machte ihn doch mit einem Schlage zum ersten Dichter seiner Zeit, zu einer allgemein bekannten Berühmtheit, und trug ihm auch ein ansehnliches Geldgeschenk von Breslauer Kunstfreunden ein, in denen sich der Schlesier geschmeichelt fühlte.

Nach unserem Geschmacke ist dieses große Heldengedicht, wenige Strophen ausgenommen, in denen individuelles Leben pulsirt, durchaus nicht; den kleinen lyrischen Stücken Günther's geben wir den Vorzug. Aber gerade das, worin wir heute die Bedeutung des Dichters erkennen, wurde damals nicht verstanden und als Nebensache behandelt.

Der rauschende Erfolg seiner Ode belebte Günther, welcher von einer schweren Krankheit unter Gorn's Pflege glücklich wiedererstanden war, so sehr, daß er voll froher Hoffnung der Zukunft entgegensah. Außen und innen zog er einen neuen Menschen an, ging dem unregelmäßigen Treiben aus dem Wege, nahm seine Studien wieder auf und lebte fortan der Wissenschaft und der Erinnerung an seine Schweidnitzer Liebe. Da riß ihn eine neue Leidenschaft aus seiner Sammlung heraus und stürzte ihn in heftige Unruhen. Jetzt wurde er seiner Magdalis wirklich untreu (denn seine bisherigen Liebschaften hatten mit dem Herzen wenig zu schaffen), zum zweiten Male loderte seine ganze Seele in hellen Flammen auf, aber nur zu bald wurde er um sein Glück betrogen. Das Mädchen, das er liebte, jene Leipziger Leonore, hatte sich einen Fehltritt zu schulden kommen lassen, ehe er sie kennen lernte; wahrscheinlich war sie in schlechte Gesellschaft gerathen und mußte ihren Leichtsinn schwer genug büßen. Günther sah sie zum ersten Male vom Fenster seines Freundes aus, bei dem er wohnte, und brachte ihr eine

Serenade. Bei der nahen Nachbarschaft, in der sie wohnte, hätte es dem schmachtenden Liebhaber leicht sein müssen, sich mit ihr ins Einvernehmen zu setzen, aber die Mutter, durch Schaden klug geworden, bewachte ihr Töchterlein mit Argusaugen, und nur ein Zufall führte ihn endlich mit der Geliebten zusammen. Leonore verfiel plötzlich in ein hitziges Fieber, und Günther wurde in der Eile gerufen, um ihr ärztlichen Beistand zu leisten. Seine Kunst oder ihre gute Natur rettete sie vom Tode, und ihre Herzen hatten sich am Krankenbette gefunden. Der 26. Juni 1719 war der Tag, an welchem Leonore dem Dichter ihre Liebe gestand; er feierte sein Gedächtniß mit einem feurigen Liede. Nur selten konnten die Liebenden in der Folge einander sehen; sie mußten ihr Bündniß geheim halten, weil die Mutter noch hoffte, den früheren Liebhaber des Mädchens zum Heirathen zu bewegen. Der Johannisfriedhof in Leipzig wurde die Freistatt ihrer Liebe, und hier war es, wo sich jenes rührende Idyll abspielte, das Günther in einem seiner schönsten episch-lyrischen Gedichte verewigt hat. Nur kurze Zeit währte das im Stillen blühende Glück des wunderlichen Paares. Bald nach dem letzten Rendezvous auf dem Friedhofe mußte Günther nach Dresden reisen. Am dortigen Hofe, wo der prachtliebende König von Polen August II. residirte, suchte man „einen Menschen, der bei allen Gelegenheiten und Lustbarkeiten des Hofes in gebundener Rede etwas in der Geschwindigkeit aufzusetzen geschickt wäre“. Mencke brachte sogleich seinen Protegé, auf den er stolz war, in Vorschlag, und Günther ging nach Dresden, um sich bei Hofe vorzustellen.

Die Stelle war für jeden Anderen als für einen Dichter von Gottes Gnaden eine ehrenvolle; Herr von Besser, einer der langweiligsten Zopfpoeten, der bei Hofe alt geworden war, hatte sie mit dem Charakter eines Ceremonienrathes inne, sollte aber in Ruhestand versetzt werden. Erst nach Monaten wurde Günther zur Audienz vorgelassen, und hier ereignete sich jener oft besprochene tragikomische Vorfall, der dem Dichter seine Stellung bei Hofe kostete. Der Zweck seines Aufenthaltes war wider seinen Willen bekannt geworden, und ein Gegner, der die gleichen Absichten hatte wie er, brachte Günther zu Falle. In dem nachmals publicirten „Gespräch zwischen Günther im Reich der Todten und einem Ungenannten im Reich der Lebendigen“ werden Günther die Worte in den Mund gelegt: „Herr König“, so ist der Name des Nebenbuhlers, „hatte mit seiner Geliebten unter den Hofleuten mehr Bekanntschaft als ich. Es kostete ihm also wenig Mühe, einen Kellerbedienten dahin zu bereden, mir ein Glas Wein, mit Brechtropfen gemischt, zuzubringen,

welche denn auch so glücklich anschlugen, daß ich in der Gegenwart des so gütigen August durch eine ungebührliche Aufführung Ehre und Glück zugleich ausschüttete."*) König erhielt also den Posten, für den er auch weit besser taugte, und Günther wurde dem öffentlichen Gespött preisgegeben. Zu beklagen ist es weiter nicht, daß das Bubenstück so wohl gelang; denn der ehrliche und großsinnige Günther hätte sich bei Hofe nicht behaupten können, und eine möglicherweise noch unangenehmere Enttäuschung wäre ihm schwerlich erspart geblieben. Mit der Aussicht auf das Amt verlor Günther auch die Geliebte. Leonore in Leipzig sagte sich von ihm los und reichte ihrem früheren Liebhaber ihre Hand. Sie liebte diesen zwar nicht, wie sie dem Betrogenen schriftlich eingestand, aber ihre Mutter wußte sie versorgt, und sie schickte sich ins Unvermeidliche.

In verzweifelten Briefen und Gedichten rückte er der Ungetreuen vor, was er um ihrentwillen ertragen und geduldet, und redete ihr mit Stimmen ins Gewissen, wie sie nur der tödtlich verletzten Liebe zu Gebote stehen. —

„Mit was vor Zuversicht und Augen und Gewissen
Getraust Du Dich forthin mein Antlitz anzusehn?
Verführteste der Welt! Betrogne Leonore! . . .
Gedenke nur zurück und sieh die Schwester an,
So wie ich prophezeit, so ist es auch ergangen.
Was hilft ihr aller Praß von Kleidern, Perl und Spangen,
Wenn kein geruhig Herz davon genießen kann?"

Enttäuschung, Sehnsucht, Zorn, Rache, Wehmuth, Resignation und wilde Schadenfreude wechselten in seiner Brust, die vergeblich nach Befreiung rang. Seine leidenschaftliche Natur war im furchtbarsten Aufruhr, und auch die Musen, denen er sein Leid vertraute, vermochten ihn nicht zu beruhigen. Endlich kommt er zu dem Schlusse:

„Nun leb ich recht frei
Und schwöre von Herzen,
Daß Küssen und Scherzen
Ein Narrenspiel sei,
Denn wer sich verliebt, der ist wohl nicht klug,
Geh, falsche Sirene, ich habe genug."

*) Daß bei dieser Erzählung eine Fälschung, wenn nicht der Thatsachen, so doch der Personen vorliegt, geht aus einem Originalmanuscript des Dichters hervor. Günther's Concurrent bei Hofe war ein anderer als König und hat die Stelle des Hofpoeten ebensowenig erhalten als Günther, es erging ihm wie dem Hunde bei Aesop, und König schnappte als Dritter den Bissen weg, um den die beiden Anderen stritten.

„Konnt' ich Dir vor dem nicht taugen,
Seh auch ich Dich jetzt verächtlich an,
Und mit eben falschen Augen,
Als Du jener Zeit gethan;
Mein Verlangen war Dein Scherz,
Mein Vergnügen ist Dein Schmerz;
Deiner Thränen Fluth
Löscht die erste Gluth
Und erquickt mein lechzend Herz.

Hast Du doch Deinen Theil erwählet,
Küsse, was mich Dich nicht küssen ließ;
Diese Hölle, die Dich quälet,
Ist fürwahr mein Paradies.
Deines Ehstands Trauerspiel
Zeiget meiner Wünsche Ziel;
Wirst Du jetzt verlacht
Und in Angst gebracht,
Denke, wie es mir gefiel!'

So stand der Dichter auf den Trümmern seiner Hoffnungen und wußte nicht, wohin er sich wenden sollte. Da fiel es ihm ein, wie dem verlorenen Sohne, nach Hause zurückzukehren, dem Vater sich zu Füßen zu werfen und in der alten Heimath ein neues Leben zu beginnen. Das Heimweh übermannte ihn, und mit ihm erwachten die Erinnerungen an Alles, was ihm in Schlesien theuer war. Er gedachte an Striegau, Schweidnitz und Roschkowitz, und seine halberloschene Jugendliebe zu Magdalis schlug in neuen Flammen empor. Am 2. September 1719 schickte er sich zur Heimfahrt an und sang versöhnt die tiefgefühlten Strophen „bei der Abreise in sein geliebtes Schlesien".

Ehe Günther seine Magdalis in ihrem neuen Wohnort zu Borau aufsuchte, trieb ihn sein Herz zu seinem Vater, um sich mit ihm zu versöhnen. Aber die schöne Legende vom verlorenen Sohne wollte hier nicht zur Wahrheit werden. Von Dresden war Günther zu Fuß nach Hirschberg gegangen, und von hier schleppte er sich hinkend nach Striegau, um im Vaterhause seinen müden Körper zu stärkender Ruhe niederzulegen. Der Vater ließ ihn nicht vor, soviel auch Mutter und Schwester weinten und flehten; er verbot dem unglücklichen Sohne die Schwelle seines Hauses. Geächtet und mit dem Kainsmal des Vaterfluchs gezeichnet, irrte Günther in die Nacht hinaus und ging nach Schweidnitz. Doch auch hier war seines Bleibens nicht; seine Feinde jagten ihn wie einen Hund fort. Das war die Stadt seiner Liebe und seiner Jugenderinnerungen, bei deren Wiedersehen die süßesten Träume

in ihm aufgestiegen waren. Ach, nicht nur äußerlich war sie durch einen Brand vernichtet worden!

Was Günther im Vaterhause umsonst gesucht hatte: Liebe und Frieden, gewährte ihm, wenn auch nur für kurze Zeit, seine Magdalis, die ihm mit offenen Armen entgegenkam. Alles war vergessen — Beide hatten ihre Schuld reichlich abgebüßt und wollten einander nichts vorwerfen. In beglückter Stille vergingen dem Dichter einige Tage an der Seite der Geliebten; aber bald mußte wieder Abschied genommen werden. Galt es doch, für die Zukunft zu sorgen; und Günther dachte jetzt wieder ernstlich daran, in Leipzig seine Studien zu beenden. Es scheint zwar, als ob er überhaupt nicht mehr fähig gewesen wäre, einen festen Entschluß zu fassen, geschweige denn auszuführen.

Sein Gemüth zwar blieb bis an sein frühes Ende ehrlich, treuherzig, aufrichtig und ohne Falsch; aber die übeln Angewohnheiten der Studentenzeit waren trotz aller guten Vorsätze nicht wieder auszurotten. Er liebte fremde Weiber und fremden Wein, nicht nur den gekelterten, sondern auch den gebrannten, betrank sich bei jeder Gelegenheit und machte sich durch seine schlechte Aufführung überall unmöglich. Er hatte nur immer abzubitten, zu bereuen, zu vertuschen und auszugleichen, was sein namenloser Leichtsinn verschuldete.

Von einer Einladung, die ihn nach Breslau rief, Gebrauch machend, fiel er hier bald, wo er seiner Friedensode wegen in hohem Ruf und Ansehen stand, in sein altes Leben zurück, wie er es in Leipzig geführt hatte. Mit einer Frau Marianne v. Breßler, einer geborenen Wienerin, deren Mann Rathsherr der Stadt war, unterhielt Günther einen geistig angeregten poetischen Verkehr, der, von Fremden falsch, vielleicht auch richtig beurtheilt, damit endete, daß der eifersüchtige Gatte ihn fortzuschaffen und beim Grafen Schaffgotsch als Hofmeister unterzubringen sich bemühte. Aus der Hofmeisterei wurde nichts, da sich die Dresdener Scene an der Tafel des Grafen wiederholte, diesmal sicherlich mit Schuld des Dichters; er hatte sich total betrunken. Nach vier Monaten eines unnützen Aufenthaltes verließ Günther Breslau mitten im Winter, von Breßlers mit einem ansehnlichen Zehrpfennig ausgestattet. In einem Studiosus Schubert aus Lauban fand der Dichter einen lockeren Weggesellen; diesem kostete es keine große Mühe, den Vertrauensseligen zu überreden, er solle in seine Heimath mitkommen und dort sich als Arzt niederlassen.

Von nun an wird Günther immer unberechenbarer und unzuverlässiger; er hat allen moralischen Halt verloren, und wenn uns nicht seine

Poesien, deren gerade aus der folgenden Leidenszeit einige der schönsten und innigsten entstanden, eines Besseren belehren, so wären wir mitunter versucht zu glauben, er sei schwachsinnig geworden. Die Praxis in Lauban erwies sich natürlich als eine leere Seifenblase der Phantasie, und Günther gerieth in die tiefste und bettelhafteste Noth. Bis dahin wurde er noch von der Jugendkraft seiner guten Natur aufrecht gehalten; nachdem aber die Widerstandsfähigkeit seines Körpers durch schwere Krankheit und den äußersten Mangel gebrochen worden war, versank er tiefer und tiefer im Elend. Von Allem entblößt, was zur Nothdurft des Lebens gehört, in einer kalten Bodenkammer, die nicht einmal gegen Schnee und Regen Schutz bot, auf das Krankenbett hingestreckt, von einem pöbelhaften und zänkischen Weibe bis aufs Blut gepeinigt und obendrein noch den Vorwürfen seines Cumpans preisgegeben, der als Sohn vom Hause den lästigen Gast gern wieder losgeworden wäre, lag er verlassen und trostlos da und wartete auf den Tod, als den einzigen zuverlässigen Helfer aus aller irdischen Qual. Auch hier in seiner tiefsten Verzweiflung suchte ihn die Muse auf, um seinen Gram mit melodischen Weisen zu besänftigen, und bei einem qualmenden Talgstümpfchen schrieb er jene erschütternden Klagelieder, die uns als ein unvergängliches Denkmal seines Leids und seiner Liebe theuer sind. In die Monate Februar bis August 1720 fällt die productivste Zeit der Günther'schen Muse. Während eines einzigen Tages hat er, wie er in einem Briefe an einen Freund meldet, über zweitausend Verse gedichtet.

Bei aller Nachsicht geduldiger Liebe konnte Magdalis-Leonore die Veränderung, die sie an ihrem Günther wahrgenommen, nicht unbeachtet lassen. Sie mußte sich sagen, daß eine Verbindung mit einem so wankelmüthigen Manne, der dieselbe auf weitere sieben Jahre hinausschob, niemals zu Stande kommen werde. Günther, wie sie sich auch in Breslau hatte überzeugen müssen (sie hatte ihn hier und in Zedlitz noch einmal wiedergesehen), war zu sehr von augenblicklichen Launen und Stimmungen abhängig geworden, um noch mit Energie und einiger Aussicht auf Erfolg an einen ernsten, systematisch geregelten Beruf gehen zu können. Dennoch hielt sie das verpfändete Wort ihrer Liebe heilig und fühlte sich erst aller Verbindlichkeiten ledig, als Günther ihr Herz und Hand zurückgab (Herbst 1720):

„So brich nun Bild und Ring entzwei
Und lass' die Briefe lodern,
Ich gebe dich dem Ersten frei
Und habe nichts zu fordern;

Es küsse dich ein andrer Mann,
Der zwar nicht treuer küssen kann,
Jedoch mit größerm Glücke
Dein würdig Brautkleid schmücke."

Daß Leonoren's Antwort thatsächlich anders ausfiel, als sie Günther in einem respondirenden Meistergedichte so schön fingirt hat, wird nach den gemachten Erwägungen nicht mehr befremden. Der Bruch des seltsamen, an Wechselfällen reichen Verhältnisses, das sechs Jahre gedauert hatte, erfolgte, und Magdalis reichte Anfangs 1721 einem Anderen ihre Hand. Günther's guter Stern war erloschen.

Als ihm die Thatsache, die Geliebte durch eigene Schuld verloren zu haben, zur Gewißheit geworden (auch an sie hatte er von Lauban aus einen Bettelbrief schicken müssen), andererseits aber durch eine Wendung zum Besseren in seinen Verhältnissen wieder neuer Lebensmuth in ihm erwacht war, klammerte er sich noch einmal mit allen Organen an das Dasein und griff hocherfreut mit beiden Händen zu, als ihm unverhofft das Schicksal ein köstliches Glück in den Schoß zu werfen schien.

Im Jahre 1721 finden wir Günther in Kreuzburg, an der polnischen Grenze, wohin er, nachdem ihn seine Gönner flott gemacht hatten, über Breslau und Brieg gezogen war, um dort mit Hülfe eines Herrn v. Nimptsch auf Bischdorf sich einen Wirkungskreis als Arzt zu verschaffen. Nimptsch beabsichtigte eine Verbindung Günther's mit der Tochter seines Gutspfarrers, und Günther war bereit, auf die Vorschläge des wohlmeinenden Freundes einzugehen.

Wie der Schiffbrüchige nach der letzten schwachen Planke faßt, um sich über Wasser zu halten, so hing Günther sein verzweifeltes Herz an Phillis. Gerade diese vielverlästerte und dem Dichter schwer verdachte Episode seines Lebens gewinnt unter den gegebenen Voraussetzungen etwas tief Tragisches und unsäglich Rührendes. Er lechzte nach Ruhe, nach der trauten Häuslichkeit eines stillen Herdes, an welchem er von den Stürmen seiner wilden Vergangenheit auszuruhen hoffte, und die Tochter des Bischdorfer Pfarrers erschien ihm wie ein rettender Engel. Ist es nicht ein fürchterlicher Hohn des Schicksals, daß der ungebundene Geist, der sich über alle Schranken des Hergebrachten hinweggesetzt hatte, noch am Ende seines Lebens eine Convenienzehe eingehen sollte?

Die Einwilligung des Schwiegervaters war an zwei Bedingungen geknüpft: an den Doctorhut und an die Aussöhnung mit dem Vater. Wieder blieb der alte Günther für alle Bitten des Sohnes taub; das

Verhältniß mit Phillis wurde gelöst, und der vor Scham und Schande vergehende Bräutigam trieb sich vagabundirend im schlesischen Gebirge umher. Für Günther gab es kein dauerndes Glück auf der Welt, er war zum Untergange bestimmt, und schnell eilte sein Geschick dem Ende zu. Beim Landadel und bei Universitätsfreunden in Hirschberg und Schmiedeberg lud er sich oft ungebeten zu Gast, und sogar in fremden Häusern sprach er wegen eines Zehrgeldes ein. Von neuen fehlgeschlagenen Hoffnungen erzählen seine beiden Lobgedichte auf den Grafen Sporck, die ihm so wenig einbrachten, daß nicht einmal Schreibe- und Reisegeld davon gedeckt wurden. Ein Herr v. Beuchelt in Landeshut nahm sich diesmal des halb Verkommenen an; er veranstaltete eine Abschrift seiner Gedichte für den Druck und bezahlte ihm die Kosten zu einer Reise nach Jena. Günther hatte den Doctor der Medicin noch immer nicht aufgegeben und wollte in Jena promoviren. Bevor er das Vaterland verließ, erschien er noch einmal in seiner Geburtsstadt Striegau, um einen letzten Sühneversuch bei dem Vater zu machen. Er hatte ein erschütterndes Deprecationsgedicht abgefaßt, das in vierhundertneunzehn trochäischen Versen den ganzen Jammer seines verfehlten Lebens durchgeht.

Alles, was der Unglückliche an Beredtsamkeit aufbieten konnte, goß er in dieses Gedicht. Es mußte mit feurigen Zungen zu dem harten Manne reden und die Eiskruste fortschmelzen, die sich um sein Herz gelegt hatte. Günther erinnert den Vater an die Jugendzeit: Wie große Hoffnungen seien auf ihn gesetzt worden! Sei er nicht mehr werth, als die Bäume im alten Garten, denen man Zeit zur Erholung gönnt? Er wisse sich verleumdet und verfolgt. Seine Sünden, die ihm zum Vorwurf gemacht werden, seien höchstens Jugendthorheiten oder in der Verzweiflung geschehene Nothstreiche, wenn nicht auf Lügen und Uebertreibungen zurückzuführen — Mücken, die man zu Kameelen mache. Seine Offenheit habe Anderen zu viel vertraut und ihn selbst bloßgestellt. Er könne das Predigen und Ermahnen nicht leiden und sei zum Widerspruch gereizt worden. Seine Neigung habe ihn von der Medicin zur Philosophie hingezogen; der Pöbel nenne das Grillen, was ihm Zweck des Lebens und der Wissenschaft dünke, er verzeihe den Einfältigen. Man verdächtige sein Christenthum, weil er Kritik an den Salbadereien der Theologen geübt habe und gegen schlechte Dichter geistlicher Lieder und Dummköpfe, die auf Kanzeln ständen und auswendig gelernte Predigten hielten, zu Felde gezogen sei. Die Religion wolle er sich ebensowenig absprechen lassen, wie die Wissenschaft, und die, welche einen schwachen Sünder mit ewigen Höllenstrafen bedrohen,

erschienen ihm verdächtig. Nur die Prediger hätten ihm die Kirche verleidet. Daß er es als Mediciner noch nicht weiter gebracht habe, liege an der großen Achtung, die er vor der Wissenschaft der Aerzte hege. Ein zweijähriger Cursus scheine ihm zu kurz. Die Kenntniß der Natur sei das Wichtigste, und die lasse sich nicht im Handumdrehen erzwingen. Eine Zeit werde kommen, die ihn rechtfertigen müsse. Von der Poesie könne und wolle er nicht lassen. Was er als Kind als Herzenstrieb empfunden und unbewußt ausgeübt habe, müsse er auch, nachdem er zum Manne gereift, für gut und groß erachten. Denn er betrachte die Kunst nicht obenhin nach gemeiner Art, er gebe nichts auf Gelegenheitspoesien, die ihren Werth nur von den Namen erhalten, denen sie dienen. Hochzeitsreime, Leichengedichte und künstlich erhitzte Buhlenlieder hätten auch Klingsohr, Frauenlob und Hans Sachs (sie galten damals für die schlechtesten Poeten) zu Stande gebracht — solche banale Reimsprüche gehörten in die Bierkneipe. Seine Vorbilder seien Homer und Virgil; des Dichters Geist müsse durch Feuer, Witz und Verstand, Erfahrung und Tugend ausgezeichnet sein; er dürfe nicht die Schönheit erklären wollen. Er sehe sich von Krankheit, Mangel und Mißgunst bedrängt; seine falschen Freunde und hinterlistigen Gegner haben ihn um die Neigung seiner Gönner gebracht. Die Verwandten hetzen gegen ihn auf. Alles Unheil stürme auf ihn ein. Striegau sei abgebrannt; ein brüderlicher Freund habe sein Leben für ihn gelassen; auch der letzte neuerworbene Freund drohe ihn zu verstoßen, wenn der Vater ihn nicht annehme. Seine schlimmsten Feinde seien die heuchlerischen Pfaffen, welche ihn bei dem Vater angeschwärzt hätten. Ueberall begegne man ihm mit Mißtrauen, weil man sich des Vaters Zorn nicht erklären könne. „Bin ich meiner Eltern Greuel, muß auch Fremden vor mir grauen." Er liebe den Vater trotzdem und möchte keinen anderen haben; ihm zu Gefallen wolle er sich schwärzer malen als er sei und sich zu all dem bekennen, was man ihm fälschlich zur Last lege, nur verzeihen solle man ihm. Habe er nicht genug gelitten? Gram und Nachtwachen hätten sein Leben abgekürzt und seine Jugendkraft gebrochen. Jeder Bissen Brot sei ihm verbittert worden, er könne nicht mehr glücklich sein, weil sein Gemüth den Glauben an das Glück verloren habe. Mit Frost und Hunger habe er gekämpft; er möchte nicht sterben, ehe er sein hohes Ziel erreicht, und er hoffe noch einmal aufzukommen, wenn der Vater ihm vergebe.

Als der alte Günther auch diesmal dem verzweifelt Flehenden kein Gehör schenkte, wagte es der Sohn, dem Verbot zum Trotz, vor

sein Angesicht zu treten. Er wollte die Knie des Unversöhnlichen umklammern und mit heißen Thränen um Verzeihung flehen — — eine Scene der furchtbarsten Art spielte sich ab: die arme Mutter hatte der Gram aufs Krankenbett geworfen, die Schwester lag weinend neben dem Bruder zu des Vaters Füßen — — aber der Vater erweichte sich nicht, er blieb hart wie Stein und stieß den Sohn von sich. In Nacht und Schneesturm stürzte der Geächtete aus dem Vaterhause in die Welt hinaus, die nichts mehr für ihn bereit hielt als ein einsames Grab in der fremden Ferne.

Am 15. März 1723 starb Joh. Christian Günther, 28 Jahre alt, in Jena. Die letzten Monate seines Lebens waren von dem Abendgolde seiner Poesie verklärt, und seine edlere Natur hatte alle unreinen Elemente von sich abgestreift. Heiter und ruhig blickte er dem Tode entgegen, dessen Herannahen er lange zuvor gefühlt hatte, und seine letzten Gedanken beschäftigten sich mit den liebsten Gegenständen seiner traurigen Vergangenheit.

Das Leben hat dem Dichter einen Dornenkranz in die Stirne gedrückt, die Kunst aber zierte seine Schläfe mit immergrünem Lorbeer und unverwelklichen Rosen. In seinem poetischen Testamente heißt es:

„Sage, du begriff'ne Leier,
Wem ich dich vermachen darf?
Tausend wünschen dich ins Feuer,
Denn du rasselst gar zu scharf.
Soll ich dich nun lodern lassen?
Nein! Dein niemals fauler Klang
Ließ mich oft ein Herze fassen
Und verdienet bessern Dank.
Soll ich dich dem Phöbus schenken?
Nein! Du bist ein schlechter Schmuck,
Und am Helikon zu henken,
Noch nicht ausgespielt genug.
Opiz würde dich beschämen,
Flemming möchte widerstehn, —
Mag dich doch die Wahrheit nehmen
Und mit dir hausiren gehn!"

Briefe von Adolph Pichler an Emil Kuh (1862—1876).

(Fortsetzung.)

Verehrter Freund!

Sie brauchten sich nicht zu rechtfertigen, daß Sie meinen Brief erst spät beantworteten: Sie leben in einer Großstadt, haben gesellige Ansprüche zu befriedigen, die Schule darf man auch nicht vernachlässigen, dazu kommt die moralische Pflicht, Dinge abzuthun, die man sich vorgesetzt, und zwar gewissenhaft, wie Sie es eben zu thun pflegen.

Ihnen Saumseligkeit vorzuwerfen, wäre daher unbillig; ist doch, was Sie veröffentlichen, auch an mich gerichtet, und zwar umsomehr, je aufmerksamer ich es lese.

Statt einem oder zwei Bänden Erzählungen, sende ich Ihnen hier ein schmales Büchlein; daß sich der Druck bis jetzt verzögert, mag das längere Schweigen meinerseits entschuldigen.

Der Schwerpunkt des „Hexenmeisters" liegt ganz im Stoffe und darum ist ihm auch eine Haut gewachsen, die ihm gehört und jede aufgebauschte Draperie leicht entbehren mag. Das Gedicht bewegt sich im einfachsten Metrum. Und doch konnte ich hier wieder erfahren, wie sehr Platen recht hat, wenn er das Metrum als Probirstein für den Gehalt bezeichnet; — ist das Metrum nicht blos zufällig von außen an den Stoff gekommen, dann läutert es diesen von allen Schlacken; — möchte ich aus mehrfacher Erfahrung beifügen.

Sie stellen in Frage, ob Sie je eine Literaturgeschichte Oesterreichs schreiben werden, da die Arbeit an Hebbel wohl die Hälfte des Restes Ihrer Kraft aufgezehrt habe. Vorausgesetzt, daß Sie gesund

bleiben, ist mir um Sie gar nicht bang. Bald wird eine neue Spannung eintreten und wenn Sie sich auch sträuben, drängt sich Ihnen ein Stoff unwiderstehlich auf. Eine Literaturgeschichte Oesterreichs, oder sagen wir lieber der neueren Wienerschule, wenn wir auch dabei auseinanderfahrendes durch einen Namen binden, ist eine monumentale, fast historisch nothwendige Aufgabe. Es handelt sich nicht darum, jedem Gänserich, der etliche Reime schnatterte, eine Feder auszuziehen. Diese höchst unnöthige Lust spüren Sie gewiß nicht. Derartige Vollständigkeit ist die größte Unvollständigkeit, weil sie die Darstellung der Ideen beeinträchtigt. Der Literarhistoriker muß sein wie ein Adler; er überschaut die ganze Gestaltung des Bodens, der ihm Beute liefert, aber er berührt nichts Todtes. Wer kennt die Fäden, die sich scheinbar wirr durcheinander schlingen, besser als Sie? Das literarische Oesterreich muß mit vollen Segeln in den großen Strom deutschen Geistes auslaufen.

Herr Gutzkow nennt in einem Aufsatz, Beilage Nr. 27 der „Augsb. Allg. Zeitung“, Hamerling den „wackern Plateniden“. Ich mußte über diese Bosheit, denn das ist das scheinbare Lob, hell auflachen; so suchen diese Leute Anderen den Boden zu untergraben, um sich schließlich allein darauf zu behaupten. — Sonette! — Ist das die angemessene Form für das deutsche Siegesjahr? Den Stoff sollte man anfassen, wie die Faust des Mannes das Schwert! Aber freilich stecken manche Poeten wie Kartoffeln in ihrer Zeit, anstatt sich wie ein Baum darüber zu erheben und nur mit den Wurzeln Saft aus ihr zu saugen für Blüthe und Frucht. Zwei Mittel verschaffen jetzt einen vorübergehenden Erfolg. Entweder die Tendenz. Gießt man zu dieser noch einen tüchtigen Löffel sentimentalen Syrup, vielleicht etliche Tropfen Cantharidentinctur, dann können Männlein und Weiblein vor Wonne kaum mehr das Wasser halten. Oder man verwerthet die Mittel der Kunst als letzten Zweck. So wenig als die Mauern Jerichos den Posaunen, widersteht das Publicum rhetorischem Geklingel, glänzenden Beschreibungen, prunkenden Phrasen.

Sehen wir uns die Deutschen an. Kein Volk zählt so viel hochgebildete Männer und Frauen: zu wenig jedoch, um ein Publicum zu sein, zu rückhaltig und über alle Ländchen zerstreut, um ein Gewicht für den Erfolg des Tages in die Schale zu werfen. Was man gebildetes Publicum nennt, ist jene wohlhabende Plebs, die zu ihrer Unterhaltung nicht blos Champagner und Whist, Offenbach oder Hochämter bedarf, sondern auch hie und da ein Buch, das für sie wieder nur die Bedeutung jener schönen Dinge hat.

Das deutsche Volk, welches mannhaft unsere Schlachten schlägt und in seiner Tüchtigkeit den felsenfesten Grund für die Entwickelung der Menschheit schafft, liest nicht, und was es liest, gilt wieder nur für gewisse Gebiete. So Luther's Bibel! Daß sich das Volk nicht um die Tagesliteratur kümmert, dafür sollte man bei der Beschaffenheit ihrer großen Masse fast Gott danken.

Ob ich im Achenthal war? Freilich! Hab auch manchen Fels angeklopft und viele Versteinerungen mit barbarischen Namen herausgeholt. Vielleicht haben Sie in der Presse mein Feuilleton: „Aus den Südalpen“ gesehen. Es ist immer die alte Bummelei.

Jetzt bin ich bei einer Kälte von 20 Grad fest eingeschneit und klettere mit Dante auf dem Monte del purgatorio herum.

Glückauf!

Ihr alter

Innsbruck, 9. Dezember 1871. Pichler.

Verehrter Freund!

Hier „Jahr und Tag“ als Büchlein.*) Die Aussichten nach Neapel trüben sich wieder; ich werde wohl nicht weiter kommen als nach Florenz!

Goethe's Briefwechsel mit Wilhelm von Humboldt erscheint demnächst; das ist etwas, worauf auch wir uns freuen dürfen.

Genießen Sie Italien aus voller Seele!

Auf Wiedersehen!

Ihr alter

Innsbruck, 28. November 1873. Pichler.

Lieber Freund!

Hier Schneller's Buch! Ich lege auch seinen „Alpsee“ bei. Dieses Poëm darf sich immerhin neben den Werken unserer „modernen Epiker“, wie sie alle sind, sehen lassen. Das beste hat Schneller jedoch, wie Ihnen die „Märchen und Sagen aus Wälschtirol“ beweisen, auf fremdem Boden geerntet und dabei kam ihm seine poetische Begabung sehr zu statten, ohne die ja auch die Grimm nicht geleistet hätten, was sie leisteten. Das treffliche Buch, welches sich auch der Jugend empfiehlt, fand bei seinem Erscheinen wenig Beachtung; es wäre nicht zu spät, wenn Sie

*) In den „Marksteinen“, Gera bei Ed. Amthor.

es in der „Abendpost“ berühren wollten. Geben Sie's dann Ihren Kindern als freundliches Andenken von mir.

Wir sprachen auf Josephsberg von Goethe's Verhalten zu Dante. Dieses charakterisirt seine Stellung zur mittelalterlichen Kunst überhaupt. In der italienischen Reise desavouirt er gegenüber einem mächtigen antiken Capitäl seinen Jugendenthusiasmus für die Gothik, es muß auffallen, daß er an den großartigen Denkmälern in Florenz, wo er an Tasso arbeitete, schweigend vorübergeht. Das deutsche Volk kehrte — spät aber doch! zu den Werken der Urväter zurück; die Boisserées sammelten alte Gemälde, die Nibelungen stiegen aus der Nacht, Raumer schrieb die Hohenstaufen. Da war aber Goethe bereits Greis; sein achtungsvolles Erkennen war nicht mehr lebendiges Ergreifen. Ob ihm dieses überhaupt je in vollem Umfang möglich gewesen? — Die Namen Dante und Goethe bedeuten zwei verschiedene Weltalter!

Ich bin glücklich zu Innsbruck eingetroffen. Uebrigens möchte ich es nicht verreden, ob ich nicht noch einmal nach Südtirol komme.

Herzliche Grüße an Frau und Kinder.

Ihr

Innsbruck, 3. October 1873. Pichler.

Verehrter Freund!

Ihre Aufsätze in Sachen Strauß' habe ich bis jetzt vergebens in der „Abendpost“ gesucht. Ich kenne Ritzsch nur aus dem Bericht der „Augsb. Allg. Ztg.“: mag man im wissenschaftlichen Kampfe immerhin die Thatsache mit der Thatsache todtschlagen, so hätte er doch den Anstand gegen den Schriftsteller wahren sollen.

Ich habe Strauß' kleine Schriften neuerdings vorgenommen; man muß sich an seiner ebenso feinen als scharfen Zeichnung erfreuen, wenn man auch vielfältig sich mit ihm nicht auf der Linie gleicher Weltanschauung bewegt.

Für den Winter habe ich allerlei schöne Sachen bereit: Vasari und Villani; als Delicatessen Benndorf's Metopen von Selinunt und den Parthenon von Michaelis.

Meine heurigen Ausflüge habe ich mit einer interessanten Entdeckung abgeschlossen; ich fand bei Ampaß Reste vorrömischer Gräber aus der Broncezeit mit verschiedenen Anticaglien und Scherben von Vasen.

Was den gemüthlichen und liebenswürdigen Ludwig Steub betrifft, haben Sie ganz recht, und ihr Urtheil stimmt zu meinem, ohne daß ich es beeinflußte. Jetzt welken seine Blümlein, dann wird man ihn

wohl in das bekannte deutsche Herbar legen, aus dem Niemand aufersteht. Da er ein so guter Stylist ist, sollte man wenigstens Bruchstücke in die Lesebücher für Mittelschulen aufnehmen. Freilich redet er mehr von sich und den Wirkungen der Dinge auf ihn, als von diesen selber. Seine tiefste Wurzel müssen wir bei Heine suchen, Technik lernte er von Fallmerayer.

Unser schlauer Ignaz Zingerle weiß, wo Barthel Most holt; seine tirolischen Sagen und Märchen verdienen aber unseren Dank, wenn er auch mit dem Abdruck alter Schwarten und Scharteken vielleicht zu viel thut. Er ist ihnen ebenso wie Ludwig Steub und David Schönherr nicht sympathisch, aber auch dieser arbeitet fleißig im Statthaltereiarchive, aus dem er manchen Stein für den Bau der Kunstgeschichte holte. Wo Leistungen vorliegen — seien sie nun groß oder klein — sollen wir von der Persönlichkeit absehen. Die Sagen und Mährchen unseres bescheidenen Christian Schneller sind auch ethnographisch von Belang; eine solche Arbeit auf solchem Boden bedeutet viel.

„Das Land der Griechen mit der Seele suchend!“

Sie werden sich nach Italien sehnen? Vielleicht gehen Sie doch noch nach Neapel oder Sorrent; die Cholera muß endlich der Jahreszeit weichen. Glückauf!

Die besten Grüße an Ihr Haus!

Ihr

Innsbruck, 8. November 1873. Pichler.

Lieber Freund!

Meinen letzten Brief haben Sie wohl erhalten. Das heutige Schreiben kündet Ihnen zwei Erzählungen*) an, welche im „Alpenfreund“ abgedruckt waren und unter Kreuzband an Sie abgehen.

Die Winterabende sind jetzt lang und so findet auch Ihre Frau vielleicht Gelegenheit, sie zu lesen. Sie mag mütterliche Censur üben, ob sie dieselben ihren Töchterchen geben mag.

„Der lateinische Bauer“ behandelt einen Conflict des Gewissens, der leider in seiner vollen Entsetzlichkeit häufig genug in Tirol vorkommt und tragisch endet.

Ich habe im Museum ein römisches Basrelief aus dem Pusterthal untersucht. Es stellt Castor vor, genau so wie ein Gemälde zu Pompeji.

---

*) „Der lateinische Bauer“ und „Jonas und Janos“.

Beides wohl Wiederholungen eines altgriechischen Originales. Auch eine Broncestatuette aus Inichen, dem alten Aguntum. Sie wissen, daß man die Büste des Zeus Otricoli für das Phidiasideal hält. Aus Stylgründen wurde dies in neuester Zeit bezweifelt. Nun stellt jene treffliche Statuette den Zeus stehend mit dem Otricolikopf dar und trägt so zur Entscheidung einer kunsthistorischen Frage bei.

Sandkörner! Aber diese Sandkörner liegen auf der Peripherie eines ungeheuren Kreises; von diesen Sandkörnern führen Radien zu einem Mittelpunkt, der die weiteste Perspective erschließt und nebenbei bin ich bei diesen Dingen froh, daß ich nicht blos Poet bin, denn sonst wäre ich manchmal gar nichts.

Ihren Aufsatz habe ich gelesen; schade, daß Sie Kraft und kostbare Zeit auf Quark, wie den Shakespeare von Benedix, richten müssen. Den rühre ich nicht einmal mit einer Stange an. Auch Dingelstedt geht in der „N. Fr. Presse" dagegen los; er bürstet freilich nur flach darüber weg; um so leichter versteht ihn das Publicum, und da er ein großer Herr ist, glaubt es ihm auch.

Rauscher's „Hängematte" interessirt Sie vielleicht als das Werk eines österreichischen Poeten; man möchte ihm wohl empfehlen, sich etwas mehr zu condensiren; in einer so schönen und unabhängigen Lage, wie er sie genießt, gefriert man freilich schwer, und das ist im Leben wie in der Kunst manchmal von Vortheil.

Ich habe mich langsam in den Winter eingesponnen und freue mich auf die Schneeglöckchen, dann möchte ich wieder auf dem Capitol Umschau halten.

Glück auf zum neuen Jahr!

Ihr

Innsbruck, 29. December 1873. Pichler.

Lieber Freund!

Ihr Brief mit der Nachricht, daß Sie sich frisch und wohl befinden hat mich sehr erfreut, ebenso, daß Sie zu Meran zufrieden sind. Ihre Frau möge aber auch dafür sorgen, daß Sie im Vollgefühl der Genesung nicht etwa über die Schnur hauen. Nach Meran wandere ich jedenfalls; jetzt könnte ich nicht: es zwickt mich wieder einmal die Gicht und erinnert mich, daß die Muskeln, denen ich bisher so viel zugemuthet, spröde werden.

Den Verkehr mit Natur und Volk kann uns nichts ersetzen. Wär' auch dieses nicht gut, jene nicht schön, so wirken doch beide durch ihre

Wahrheit mit ursprünglicher Kraft. Dieses gilt auch von den Dialekten, wenn auch auf beschränktem Gebiete; denn die Schriftsprache ist trotz ihrer Allgemeinheit, und vielleicht gerade deswegen, keine Sprache. Das gehört auch zur Bedeutung Manzonis', daß er den Akademikern das toskanische Idiom entgegenhielt, obgleich andererseits die Behauptung, man müsse im Arno seine Fetzen waschen, zu eng ist. Doch lassen wir die Wälschen und verwahren wir uns als Deutsche auf das schärfste dagegen, daß wir die Tinte der Leipziger Literaten saufen sollen.

Ich habe mich wieder viel mit Dante beschäftigt. Erst jetzt habe ich dem Riesen gegenüber einen freien Standpunkt gewonnen, so daß ich ihm und der Wucht des Stoffes, der mit visionärer Macht auf uns eindringt, das Gleichgewicht zu halten vermag. Nicht menschliche Schicksale, sondern das Schicksal der Menschheit stellt er an der eigenen Persönlichkeit und vor dieser faktisch und symbolisch dar. Darum mußte er Epiker sein; er verband aber auch den Sturm dramatischer Energie mit der ehernen Gediegenheit der Plastik. Homer, Dante, Luther's Bibel!

Ich bin froh, daß ich mit ihm jetzt so weit bin und schnaufe wahrhaft wieder auf! Mein Bube begann in der dritten Classe griechisch. Weil man zu meiner Zeit die Accente vernachlässigte, nahm ich die Grammatik vor und griff dann fast zufällig wieder zu Plato. Nun schwimme ich auf einem herrlichen Strome dahin, lasse mich zurücktragen in die schönen Studententage, wo ich mit Purtscher die Classiker las und verbinde so Gegenwart und Vergangenheit. Wie freue ich mich, einmal mit meinem Sohne Homer zu lesen.

Der alte Bruno Bauer ist auch gegen David Strauß losgebrochen; es ist der Streit des Gelehrten gegen den Gelehrten. Vischer's Aufsatz berührten Sie bereits. Werde übrigens diesen beiseite lassen, weil ich in Zukunft solchen Erörterungen überhaupt ganz aus dem Wege gehen will. Meinem Bedürfniß für abstracte Dinge genügen die chemischen und krystallographischen Formeln meines Faches völlig; die x und y in der Gleichung des Absoluten ließen sich mit endlichen Größen bisher um so weniger berechnen, da hinter diesen endlichen Größen eben wieder überall das Unfaßbare, Unendliche steht.

Die Benedictiner zu Meran sind ganz wackere Leute: redlich und wohlwollend, bescheiden und gebildet. Bei katholischen Geistlichen habe ich aber schon lange die Erfahrung gemacht: man darf nie vergessen, daß sie katholische Geistliche sind.

Der erste Bogen der Correctur meiner „Marksteine" ist bereits nach Leipzig geflogen. So ziehe ich in gewissem Sinne die Summe

meiner poetischen Existenz, und ich hoffe, daß diese Summe nicht zu jenen fatalen Zahlen gehöre, wo die geltenden Ziffern hinter den Nullen folgen, sondern zu jenen, bei denen die Ziffern den Nullen vorausgehen.

Die herzlichsten Grüße an Ihre Familie.

Ihr alter

Innsbruck, 24. Jänner 1874. Pichler.

Lieber Freund!

Christian Schneller kommt wahrscheinlich bald nach Meran; für diesen Fall künde ich ihn bei Ihnen an.

Kennen Sie Nicolini? Seinen „Arnaldo da Brescia"? Man darf ihn freilich neben Schiller nicht nennen, man darf aber dabei an Schiller denken.

Gleichzeitig unter Kreuzband Wallburga's anmuthige Ritornellen".*)

Nach dem Symposion bin ich eben am Phädrus. Diese Dialoge sind doch Meisterwerke höchsten Styles! Wer bei den alten Dramatikern individuelle Charakteristik vermißt, der findet sie hier auf das feinste ausgebildet. Mich wundert, daß diesen Gesichtspunkt noch Niemand geltend machte! Nach Phädrus geht's an Gorgias nnd so diesen Sommer nacheinander an die übrigen Dialoge.

März oder April sehen wir uns jedenfalls.

Ihr alter

Innsbruck, 14. Februar 1874. Pichler.

Verehrter Freund!

Zu Meran ist gewiß heller Frühling. Nach Schluß der Collegien will ich mir die Porphyre ober Bozen abklopfen und dann setz' ich auf die Geognosie ein paar Stunden bei Ihnen.

Endlich spürt man auch bei uns mildere Lüfte; der Boden trinkt den gelösten Schnee, braune Flecken liegen aper; unter den Erlen am Bach bei Weiherburg habe ich mit meinen Kindern die ersten Anemonen gepflückt. Mir ist wie in den Tagen der Jugend, wo ich mich an Knospen und Blumen, an Käfern und Schmetterlingen, an all dem

*) Wallburga Schindel, die Tochter des Bognerwirthes zu Absam. Ihrer reizenden Blumenritornellen gedenkt auch Moritz Carriere in „Kunst und Ideale der Menschheit". Einen biographischen Aufsatz über sie bringt der „Alpenfreund" von Amthor. Band VI.

Leben der Natur freute, weil es da war ohne jeden Nebengedanken an das Wie und Warum. Dazu die Griechen, die Griechen! Aus jeder Zeile Platon's weht es mich an wie Gefühl der Unsterblichkeit. Hab' ich mich die Woche geradert, dann muß es ja auch Feiertage geben!

„Allwesen du, mir nah und fern,
Das durch des Lebens Tiefen zieht,
Bist du nicht Abendroth und Stern
Und stille See, unsterblich Lied?"

Da wär' ich denn bei der Lyrik angelangt; freilich ist diese Strophe nicht von mir, sondern von Sigmund Schlumpf,*) einem vor mehr als dreißig Jahren verstorbenen Freunde.

Zu Ostern kommt Zingerle. Er giebt demnächst den „Vintler" heraus, einen tirolischen Poeten des fünfzehnten Jahrhunderts, dann Oswald von Wolkenstein, dann ein paar Bände Weisthümer und was noch.

Wer ein solches Sitzfleisch hätte, wie er!

Ich muß meine Thätigkeit immer durch Wanderungen unterbrechen; wenn ich nicht von Zeit zu Zeit auf den Steinen hauen kann, daß die Funken stieben, befinde ich mich nicht wohl!

Neues nichts!

Ihr alter

Innsbruck, 2. März 1874. Pichler.

Lieber Freund!

Vor Ostern komme ich nicht mehr; das Wetter ist zu scheußlich. Am 25. März reise ich nach Italien. Wo trifft man sie nach Ostern?

Für den Aufsatz über Strauß meinen Dank. Sie haben uns den Kämpfer gezeichnet, der Gelehrte erinnert mich an ein deutsches Mährchen vom verzauberten Schloß, das sich nur dem öffnet, der das Wort spricht. Strauß fand das langgesuchte: „Mythos" und hat dadurch für sein Fach eine neue Aera geschaffen. Das ist ein großes, es ist nahezu ein schöpferisches Verdienst, und wenn er nun hie und da stolperte oder sich in den Sälen verlief, so beeinträchtigt das den Werth nicht. Hamann war — mystisch befangen — in den Wald vor dem Schloß gedrungen, Herder vor das Schloß, Strauß sprengte die Thore. Mit welchem Staunen haben Purtscher und ich zu Wien als

*) Der „Alpenfreund" von Amthor bringt Band IV einen kurzen Abriß seines Lebens und eine Auswahl Gedichte; sein „O du im dunklen Lorbeerkranz" gehört zur tiefsten und innerlichsten Lyrik.

Mediciner sein Leben Jesu gelesen! Jetzt ist es freilich überholt und die Zukunft wird sich nur an die formell vollendeten späteren Werke von Strauß halten.

Sie gedachten auch Fallmerayer's. Ich zähle ihn zu den Classikern deutscher Prosa, wenn er auch bei der unqualificirbaren Seichtigkeit des gebildeten Publicums keine neue Auflage erlebt und die Lesebücher nichts aus ihm pflücken.

Dafür hat man jetzt Benedix. Ich habe letzthin in einer Recension wieder etliche Stellen seines Buches zu Gesicht bekommen. Es ist eine Schmach, daß Herr Cotta nach Goethe und Schiller diesen Unflath auf den Markt ablud und in der „Augsb. Allg. Ztg." loben läßt.

Auf „Hausrath's evangelische Zeitgeschichte" möchte ich Sie verweisen.

Ihr Junge besucht das Gymnasium? Er soll mir den Pater Cölestin grüßen.

Grüße an Ihr Haus!

Ihr alter

Innsbruck, 17. März 1874. Pichler.

Lieber Freund!

Sobald ich mir etwas vornehme, darf ich sicher erwarten, daß es mir vereitelt wird. Meine Frau ist plötzlich unwohl geworden und so muß ich bleiben, bis sie wieder völlig hergestellt ist. Wenn ich nur nach Italien komme! Für Meran bleibt mir noch vor Georgi Zeit, mein Versprechen zu lösen. — Gestern schickte ich Ihnen unter Kreuzband die Biographie eines Jugendfreundes: Adolph Purtscher. Sie können daraus auf die geistige Bewegung in Tirol vor den Märztagen schließen und haben damit zugleich eine Ergänzung meiner Mittheilungen.

Heute erhalten Sie zwei Gedichte*) von Moritz Schleifer. Das ist ein alter Mann, Bezirksrichter in einem Städtchen von Oberösterreich. Was für eigenthümlichen Gestalten begegnet man bei uns oft in den abgelegensten Winkeln! Ich werde Ihnen mündlich erzählen, auf welche Art er sich bei mir einführte. Die mitgetheilten Blätter sind aus dem „Alpenfreund" von Amthor. Würden Sie mir gestatten, ihm das erste ihrer Gedichtchen „Meran" zum Abdruck zu schicken? Wenn

*) Gesammelt mit einer biographischen Einleitung erschienen sie 1883 bei Wagner zu Innsbruck. Wir benützen die Gelegenheit, sie den Lesern dieser Blätter zu empfehlen. Ausgezeichnet ist vor Allem der Cyklus „Sonette".

Sie mir bald nach Empfang dieses Briefes ihre Zustimmung ertheilen, so kann ich es noch vor meiner Romfahrt an Amthor befördern. Ich reise wahrscheinlich am Montag ab.

So hat Sie unser Tirol bezwungen und gezwungen, Wurzeln zu schlagen! Schon in Ihrem vorigen Briefe fiel mir die Stelle auf: „Nun ich in Tirol lebe, der Natur näher als sonst, empfinde ich das Autochthone noch ganz anders als früher.“ Sie haben damit, was Ihnen zum Theil noch fehlte; ich wußte das, ohne es je anzudeuten, so wenig als man zu einem Baum sagt: „Jetzt treib', jetzt blühe!“ während man an einen Zaunpfahl alles Beliebige und zu jeder Zeit hängen kann. Ihre Verse bedeuten eine geistige Krisis, welche Ihnen Segen aus den verschiedensten Richtungen bringen wird.

Bei uns ist's noch kalt, genießen Sie die schönen Tage des Frühlings froh und unbefangen.

Ihr

Innsbruck, 27. März 1874. Pichler.

Lieber Freund!

Aus Italien zurückgekehrt, entbiete ich Ihnen mit diesen Zeilen meinen freundlichsten Gruß. Zu Innsbruck wird mir Form und Schönheit nur tropfenweise zugemessen; da muß ich mich von Zeit zu Zeit in den Ocean jenseits der Alpen werfen. Ich habe manches Neue über Michel Angelo gewonnen und dann wollte ich in raschem Flug eine Uebersicht der Entwickelung mittelalterlicher Baustyle in den verschiedenen Gauen erraffen.

Hier endlich die Marksteine. Ich darf sie als Summe meiner poetischen Existenz insofern bezeichnen, als sie ein abgeschlossenes Bild des Dichters von seinen Anfängen bis zur Gegenwart geben, ein Bild, das wohl keine wesentliche Ergänzung mehr erhält und vielleicht später nur durch ein oder das andere Werk reicher ausgestattet wird. Allerdings liegt außerhalb dieser „Marksteine“ noch Vielerlei; ja, auf die erzählenden Dichtungen fällt nun von 1838 bis 1843 und dann später 1871 bis 1873 der hauptsächliche Nachdruck.

So mein Buch: „Aus den Tirolerbergen“ und „Allerlei Geschichten“, bei denen ich mich in das Locale verlor — nur scheinbar! Man darf nie vergessen, daß mich dabei eine großartige Natur, die ich mit dem Blick des Forschers auf ihre Gesetze anschaute, immer aus dem engen Zimmer in das Allgemeine führte; man darf dabei nie vergessen, daß

in Tirol die Weltgeschichte durch die Bauernstuben dröhnte, weil das tirolische Volk gewohnt ist, selbst handelnd aufzutreten.

Dann die Hymnen, denen ich jetzt nicht mehr diesen Namen geben möchte. Sie haben weder nach Inhalt noch Form etwas gemein mit denen Homers, Pindar's oder Platen's, der eben Pindar nachahmte. Ihr Inhalt ist romantisch, der Strophenbau liegt weit seitab vom Rhythmus der Antike, für den wir überhaupt kein Organ haben: vielleicht Melodien, doch die Etikette thut nichts, wenn nur der Wein gut ist.

Einen Wendepunkt bezeichnen die Epigramme und Elegien: die volle Befreiung vom Subjectiven nach Stoff und Form.

An den Gedichten der ersten Zeit konnte da und dort ein Wort, eine Wortstellung, wenn sie auch nicht gerade fehlerhaft sind, geändert werden; ich habe das Flicken unterlassen, weil ich meinen Anfängen ihren Charakter nicht nehmen wollte.

Ich weiß, ich bin gewachsen fort und fort, darum schaue ich auch ruhig in die Zukunft, obschon ich dem Publicum zulieb nie einen Vers geschrieben und dadurch auch keinen juridischen Anspruch auf seine Beachtung habe.

Ich habe mich aber auch nie demüthig gedrückt und für geringer gehalten, als die poetischen Dynasten der Gegenwart, weil ihnen Beifall rauschte, während ich fern von ihrem Parnaß, den sie aus Sand aufschüttelten und mit Lorbeerzweiglein zierlich besteckten, abseits stand.

Dafür habe ich mich nie weggeworfen und das Oesterreicherthum hat mich auch nie untergekriegt; da muß ich wohl eine zähe Natur sein! Das danke ich theilweise meinem tirolischen Stamme, der unter Umständen zu schweigen, aber dabei unversöhnlich zu hassen vermag und so in den Tagen bleiernen Druckes vor erschlaffender Gemüthlichkeit bewahrt bleibt.

Doch über Dieses und Anderes wollen wir an Ihrem häuslichen Herde discuriren. Wenn mich nämlich nicht irgend ein unvorhergesehener Zufall hindert und das jetzt etwas bedenkliche Wetter zum Besseren umschlägt, will ich in der zweiten Hälfte der nächsten Woche bei Azwang geognosticiren und dann habe ich nicht weit nach Meran.

L. v. Hörmann's Aufsätze? — Stofflich haben sie auf einem Gebiete der Ethnographie Werth. Seine Frau hat nach und nach wieder einige hübsche Gedichte fertig.

Ist von Ihnen seit den letzten Wochen etwas in der Abendpost erschienen?

Auf heiteres Wiedersehen!

Ihr alter

Innsbruck, 18. April 1874. Pichler.

Lieber Freund!

Indem ich Ihnen schriftlich noch einmal für die herzliche Aufnahme danke, erlaube ich mir die „Spanier" beizulegen. In den drei Diamanten Lopes ist die berühmte Schlummerscene; vor allem verweise ich jedoch auf Garcia de Castanar von Rojas.

Samstag Früh habe ich bei Azwang gehämmert, Mittags zu Waidbruck den Käse als Dessert aufgezehrt, den mir Ihre gütige Frau in den Sack gesteckt. Abends im Grödenthale. Ich habe auf dem Weg über Manches nachgedacht, was wir gesprochen. Unsere modernsten Poeten erinnern mich an jene mythischen Phorkyaden, die auch Goethe im Faust anführt. Sie haben zusammen nur Einen Zahn, mit dem sie kauen: eine leiht ihn der anderen; nur Ein Auge, mit dem sie sehen: eine borgt es von der anderen; wenn nun gar der Eine Zahn falsch, das Eine Auge nur ein Glasaug' wäre?

Zu Innsbruck bin ich wieder ein stummer Mann; ich habe in diesen wenigen Stunden bei Ihnen mehr geredet, als sonst in Monaten und doch Vieles, Vieles vergessen, was ich mir zu besprechen vorgenommen.

Dafür tritt jetzt die Geognosie in ihre Rechte.

Glückauf!

Innsbruck, 3. Mai 1874. Pichler.

(Fortsetzung folgt.)

Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn.

Die Gruft bei St. Anna in Wien. In den letzten Tagen des Mai wurde man durch einen Zufall daran erinnert, daß die unter der St. Annakirche und zum Theile unter dem Nebengebäude derselben gelegenen Gewölbe eine große Zahl bedeutender Persönlichkeiten bewahren, die hier im 17. und 18. Jahrhunde t beigesetzt wurden. Die Erinnerung an diese Todtenräume war der gegenwärtigen Generation verloren gegangen, selbst die Einbruchstelle in dieselben mußte erst gesucht werden, nachdem ein Hündchen, das durch eine kleine Fensteröffnung eingedrungen war und nicht mehr zurück konnte, zur Nachforschung anregte. Seit Decennien hatte kein Mensch die Räume betreten, in welchen nach den vorhandenen Inschriften 124 Personen beerdigt waren. Die in der inneren Stadt gelegenen, in finstere Abgeschiedenheit gehüllten Gewölbe sahen über und neben sich das regste Leben am Tage sowohl wie in der Nacht pulsiren, da sie unmittelbar an das einst so berühmte, in den Kellern des Annagebäudes etablirte Unterhaltungslocal „Elysium" stießen. — An der Stelle der jetzigen Annakirche und des nebenliegenden Klosters, später Normalschule und Akademie der Künste, befand sich im Jahre 1320 ein Spital für Pilger, an das 1415 von Elisabeth Warthenauerinn eine Kirche gebaut wurde; 1530 bezogen die Clarissinnen das Gebäude, 1552 wurde es Ordenshaus der St. Stephansritter, 1582 aber von Kaiser Rudolph II. der Gesellschaft Jesu eingeräumt und 1627 von Kaiser Ferdinand II. zum Probationshause erklärt. Am 3. December 1628 weihten Cardinal Khlesl und der päpstliche Nuntius J. B. Pallota dasselbe ein, doch dürfte der gegenwärtige bauliche und decorative Gesammteindruck des Inneren der Kirche einer Restaurirung derselben nach dem Brande vom Jahre 1747 zuzuschreiben sein, aus welcher Zeit auch die Deckenfresken und das Hauptaltarbild von D. Gran herrühren. 1773 wurde das Annakloster den Jesuiten entzogen, während die Kirche dem Gottesdienste geweiht blieb. Mit der Aufhebung des Probationshauses kam auch die Gruft außer Gebrauch, blieb aber, weil immer mehr vergessen, unberührt und erhalten. — Die ursprüngliche Anlage des Grabraumes bestand, wie es scheint, nur in einer Krypta unter der Kirche, mit dieser wurden im 18. Jahrhundert drei weitere Räume durch Gänge in Verbindung

gebracht. Die Beerdigung geschah in Holz- oder Metallsärgen, welche theils frei in den Räumen aufgestellt waren, theils in zu drei oder vier Reihen übereinander angeordneten columbarienartigen Schachten eingemauert wurden. Jeder Sarg oder jede Schachtvermauerung ist mit der zugehörigen Inschrift versehen, wodurch uns ein volles Verzeichniß der Persönlichkeiten, die hier beigesetzt wurden, erhalten blieb. Dieses Inschriftenmaterial gewinnt dadurch an Interesse, daß nicht blos die Bewohner des Hauses, sondern auch andere hervorragende Persönlichkeiten hier ihre letzte Ruhestätte fanden, wie denn auch neben den der größten Zahl nach einfachen Särgen und Schrifttafeln reichere aus Kupfer getriebene Sarkophage und Epitaphien vorkommen. — Die älteste erhaltene Wandtafel bezieht sich auf J. B. Weghueber, Rector des Probationshauses und Novizenmeister, gestorben 1645. Die letzten Inschriften datiren aus dem Jahre 1773, in dem das Probationshaus aufgehoben wurde. Unter den in reicheren Särgen bewahrten und mit Auszeichnung deponirten Verstorbenen finden wir die Gräfin Helena E. A. Weltz, Frau des Grafen Ferdinand C. Weltz, Statthalters von Niederösterreich und Tochter Rüdigers von Starhemberg, gestorben 1705; dann Johann Adam Edlen v. Wöber, Director der Hof-Kriegskanzlei unter Leopold I. und seine Frau Eva Margarita v. Wöber, geb. v. Rauchenfels, er 1701, sie 1720 gestorben. Eine schön getriebene und vergoldete Inschrifttafel an einem einfachen Holzsarge verkündet uns, daß hier der Staatsrath und durch 21 Jahre Geheimsecretär der Kaiserin Maria Theresia, J. Koch, ruhe. Er war 1697 geboren und 1763 gestorben und wurde zehn Jahre vor Aufhebung des Jesuitenordens in dieser Gruft beigesetzt. Die Kaiserin soll selbst durch drei Tage den Exequien für Koch in der Annakirche beigewohnt haben; seine Beisetzung an dieser Stelle ist demnach in jeder Beziehung eine bemerkenswerthe Thatsache. — Außer den genannten Persönlichkeiten sind noch eine Reihe Wohlthäter der Kirche, Schüler und Verwandte der Väter, die hier nicht im Einzelnen Erwähnung finden können, genannt und zu Tage getreten. Alles zusammengenommen sprechen die dunklen, seit langer Zeit geschlossenen Gewölbe von einer glänzenden Periode österreichischer Geschichte und dieser Umstand machte einen Einblick in dieselben lohnend und anregend.

Alois Hauser.

Die Literaturstatistik in Oesterreich. Die statistische Erfassung der Literatur wird von keinem Staate geübt, trotzdem die Statistik in der Gegenwart um der Wissenschaft und der Verwaltung zu dienen, die weitesten Gebiete in den Kreis ihrer Erhebungen zieht. Mit Ausnahme vereinzelter Notizen literarstatistischen Inhaltes, deren Ursprung besonders auf Verlagskataloge zurückzuführen ist, mangelt für eine Statistik der Literatur jeglicher Anhaltspunkt und ist auch in der Vergangenheit nur einmal der Versuch gemacht worden, dieses für die Beurtheilung der geistigen Entwickelung der Völker so hochwichtige Gebiet zu cultiviren. Dies geschah vor mehr als dreißig Jahren in Oesterreich, wo durch ein kaiserliches Patent vom 27. Mai 1852 die Ablieferung eines Pflichtexemplares jeder im Bereiche des österreichischen Staates erscheinenden Druckschrift an die kurz zuvor begründete administrative Bibliothek des k. k. Ministeriums des Innern, behufs Schaffung einer officiellen österreichischen Bibliographie, angeordnet wurde. Vom 1. September 1852 an erfolgte dann die Publication der sämmtlichen erschienenen Verlagswerke in der Beilage zur amtlichen „Wiener Zeitung“ und außerdem wurde ein Jahresbericht unter dem Titel „Bibliographisch-statistische Uebersicht der Literatur des

österreichischen Kaiserstaates" erstattet. Leider wurden diese Publicationen nur bis zum Jahre 1855 fortgesetzt. Auf dem dritten statistischen Congresse zu Wien im Jahre 1857 stellte Constant von Wurzbach, der Verfasser der „Uebersichten" den Antrag, die Literaturstatistik als Berathungsobject dem Programme des nächstfolgenden Congresses einzufügen. Es muß Wunder nehmen, daß Ernst Engel, der zum Referenten bestellt war, trotz der vorliegenden trefflichen Arbeiten Wurzbach's, den Antrag zu Falle brachte, und es ist zu bedauern, daß dieser Angelegenheit bis heute keine weitere Beachtung geschenkt worden ist. Jüngst ist nun eine Broschüre: „Die Literaturstatistik in Oesterreich" von Dr. Ernst Mischler, Wien 1886 bei Alfred Hölder, erschienen, welche um so mehr geeignet erscheint, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, als der Verfasser sich zur besseren Begründung seiner Vorschläge der mühevollen Arbeit unterzogen hat, aus den buchhändlerischen Meßkatalogen, besonders aus dem „Oesterreichischen Verlagskatalog" von 1883, ein Material zu schaffen, welches trotz der ihm innewohnenden Lücken doch für eine vergleichende Betrachtung mit dem im Jahre 1855 zuletzt erschienenen „Uebersichten" verwendet werden kann. Der nachstehenden Tabelle sind die stattgehabten Veränderungen zu entnehmen, wobei zu bemerken ist, daß mit Ausnahme der croatischen und serbischen Literaturen, welche die Monarchie umfassen, die Zahlen sich auf Cisleithanien beziehen:

Sprache der Verlagswerke	Ermittelte Anzahl der Verlagswerke in den Jahren 1855	1883
Deutsch	1598	1999
Czechisch	183	863
Polnisch	115	329
Croatisch	29	144
Serbisch	31	41

Von den Resultaten, zu denen der Verfasser durch seine Zusammenstellungen gelangt, wollen wir einige herausgreifen, weil auf diese Weise sich der Nutzen einer Literaturstatistik am besten demonstriren läßt. Faßt man die drei hauptsächlichsten Literaturen in größere Gruppen zusammen, so entfallen z. B. von je hundert Verlagswerken auf Naturwissenschaften, Medicin und Mathematik in der deutschen Literatur 15·92, in der czechischen 3·13 und in der polnischen 8·21 Werke, hingegen auf Belletristik in der deutschen Literatur 10·02, in der czechischen 51·15 und in der polnischen Literatur 35·56 Werke. Mischler berechnet, daß in Oesterreich im Jahre 1883 je ein Verlagswerk bei der deutschen Literatur auf ungefähr 4000, bei der czechischen auf 6000, bei der polnischen auf 10.000 und bei der serbischen und croatischen auf 16.000 Einwohner entfiel, und daß ein Deutscher im Jahre 1883 für sein Bedürfniß an Büchern in der Sprache seiner Nationalität (natürlich nur für österreichische Verlagswerke) 46 kr., ein Czeche 11 kr. und ein Pole 14 kr. verausgabte. Ueberhaupt verhielt sich in dem Gegenstandsjahre die polnische zur czechischen und deutschen Literatur in Oesterreich der Menge nach wie 10 : 26 : 61, dem Preise nach jedoch wie 10 : 13 : 82. Auf die Bücherpreise legt der Verfasser mit Recht großen Werth, weil vermittelst derselben für die Statistik ein Anhaltspunkt für die Qualität der Erzeugnisse gewonnen werden kann. Mischler's Erhebungen bieten aber auch nach anderen Richtungen hin interessante Aufschlüsse. Die poetische Natur der slavischen Völker documentirt sich z. B. dadurch, daß die Czechen in Böhmen allein mehr,

Gedichte enthaltende Bücher als die Deutschen in ganz Oesterreich producirten, sowie auch die Zahl der weiblichen Autoren bei den Czechen die verhältnißmäßig größte ist. — Diesen Ausführungen dürfte zu entnehmen sein, daß die „Uebersichten" Wurzbach's und die neuen Arbeiten Mischler's die Möglichkeit einer Literaturstatistik außer Frage gestellt haben. Die eminente Bedeutung einer Literaturstatistik für die Literaturgeschichte, die Ethnographie und die Völkerpsychologie, sowie für die Anlage von Fach- oder vollständigen Nationalbibliotheken braucht wohl nicht des weiteren erörtert zu werden, aber wir wollen nicht versäumen, auf die Bemerkung Mischler's hinzuweisen, daß gerade für Oesterreich, „wo die Ansprüche der einzelnen Nationalitäten an die Verwaltung ihrer Bildungsverhältnisse in so differenter Weise durch die verschiedensten Entwickelungsstufen der letzteren bedingt sind", die erforderliche statistische Grundlage für diesen wichtigen Zweig der Verwaltung nicht fehlen sollte und um so weniger fehlen sollte, als das Material für eine Literaturstatistik durch den § 18 des Preßgesetzes vorhanden ist weil nach demselben alle „Erzeugnisse der Literatur und Kunst, welche auf mechanischem oder chemischem Wege vervielfältigt werden", als Pflichtemplare bei dem Ministerium des Innern als der obersten Polizeistelle, bei der Hofbibliothek in Wien und in den verschiedenen Ländern bei den Universitäts-, beziehungsweise Studienbibliotheken, einzusenden sind. Es erübrigt also nur die wenig Zeit und Geld raubende Arbeit, allwöchentlich, wie vor dreißig Jahren im Amtsblatt der „Wiener Zeitung" eine bibliographische Uebersicht über die eingelaufenen Werke zu veröffentlichen und alljährlich einen statistischen, rein ziffermäßigen Bericht über den Gesammterfolg eines Jahres zu verfassen, welcher in die allgemeinen statistischen Publicationen aufzunehmen wäre. Wir glauben dieses Plaidoyer für die Einführung einer Literaturstatistik nicht besser schließen zu können, als mit einem Citat aus Oettingen's Moralstatistik: „Es ist ein trauriges Zeichen der materialistischen Richtung unserer Zeit, daß den amtlichen Organen und statistischen Bureau's mehr daran gelegen ist, zu erfahren, wie viele Schweine und Schafe, Ochsen und Kälber, pro Kopf der Bevölkerung verzehrt werden, als wie viel geistige Nahrung solider Art die Gesammtheit oder alle Einzelnen verbrauchen." M.

Blätter, Blüthen, Früchte von Gottlieb Putz. Noch vor wenigen Jahrzehnten hörte man in Tirol nur die Schnaderhüpfeln der Senner, jetzt sitzt fast hinter jeder Staude ein Poet oder was sich dafür hält und zwitschert seine G'satzl'n. Unter denen, welche die Natur des Landes, den Charakter seiner Bewohner, ihre Empfindungsweise zum Ausdruck bringen, steht jedenfalls der schlichte und einfache Gottlieb Putz voran. Manches seiner Lieder wurde auf den Flügeln des Gesanges in die Ferne getragen, besonders gefallen die Compositionen Pembaur's; jedoch der Altbürgermeister von Meran hat sich erst als Greis entschlossen, die „Gedichte" in schöner Ausstattung bei Pötzelberger zu veröffentlichen — spät und dennoch erwünscht, wenn ihm auch ein Pedant der Innsbrucker Universität zu einer knapperen Auswahl gerathen hatte. Aber es ist auch viel Schönes, Gemüthvolles; die Erzählung Laurin kann als Muster dienen, wie man solche altdeutsche Stoffe behandeln soll. Lange Kritiken liest das Publicum nicht gerne und so sei nur noch erwähnt, daß manches Gedicht dem Volksliede nahesteht und wer kann etwas Rühmlicheres von einem Poeten sagen? Wir geben eine Probe:

Wie möcht' ein Garten traurig sein,
Stünd' nur ein einzig' Röslein drein;
Wie auch der Wald so traurig wär',
Flög' nur ein Vöglein hin und her.
Wie möcht die Welt so traurig sein,
Stünd' Eins von uns für sich allein:
Drum dank ich's Gott, daß du bei mir,
Du liebes Herz! und ich bei dir!
O, lieber Gott, laß uns beinand'
Auf Erden und im Himmelsland. A. P.

Pastor, Geschichte der Päpste. Vor fast einem halben Jahrhundert ist Ranke's „Geschichte der Päpste" erschienen, entspricht jedoch trotz des hohen Ruhmes, den sie genießt, nicht mehr dem Stande gegenwärtiger Forschung, denn wie auf allen Gebieten ist hier der Stoff ungeheuer angewachsen. Nun veröffentlicht Dr. Ludwig Pastor, Professor zu Innsbruck, den ersten Band einer „Geschichte der Päpste" seit dem Ausgange des Mittelalters. Er beginnt denselben mit einer Darstellung der Renaissance und dem Verhältniß der Kirche zu dieser und geht bis zur Wahl Pius II. vor. Pastor hat neun Jahre in den verschiedenen Archiven Europa's geforscht und durfte, was das wichtigste ist, mit Erlaubniß Leo's XIII. auch das geheime Archiv des Vatikans benutzen, so daß er eine Menge neuen Materiales aus den Acten bietet. Man bemerkt überall den redlichen Willen, die Wahrheit zu sagen, das Buch, welches bereits in die kaiserliche Familienbibliothek aufgenommen wurde, giebt gewiß zur lebhaftesten Discussion nach allen Richtungen Anlaß. —

Von Prof. Dr. Wackernell erscheint demnächst eine quellenmäßige Geschichte der Passionsspiele in Tirol im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. A. P.

Herausgeber und Redacteur Dr. Joh. B. Meyer. Verantwortlich Franz Grünanger.

k. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.